GESCHICHTLICHER TEIL

Es ist nicht beabsichtigt, im Folgenden etwa eine lückenlose Geschichte der Ostkirche zu schreiben; vielmehr soll hier der Versuch gemacht werden, einzelne Episoden aus dieser Geschichte herauszunehmen und zu beleuchten. Dabei soll besonders auf die Beziehungen der Kirche des Ostens zu der des Abendlandes hingewiesen werden. Hierbei ist es vor allem notwendig, die ungeteilte Kirche in den ersten Jahrhunderten, die Gemeinsamkeit der Kirche des Ostens und des Westens bei der Bekämpfung der Häresien und bei der Formulierung der kirchlichen Dogmen, und die gemeinsamen Kirchenväter zu betrachten. Endlich muß aber auch von der großen Trennung, von den Gründen, die zu dieser Trennung führten, von den Versuchen zu einer Wiedervereinigung, und von der selbständigen Weiterentwicklung der Ostkirche in den einzelnen Landeskirchen gesprochen werden.

Diese geschichtliche Betrachtung will nicht polemisch sein, sie mußte aber versuchen, den Standpunkt des orthodoxen Historikers, die im großen und ganzen herrschende orthodoxe Auffassung darzulegen. Es ist bekannt, daß katholische und auch protestantische Historiker viele geschichtliche Tatsachen anders erklären. Um bei allem unmißverständlichen Festhalten an der orthodoxen Auffassung den Eindruck einer Tendenz gegen die Kirchen des Abendlandes zu vermeiden und um zugleich in dieser historischen Betrachtung den anerkannten Forderungen der historischen Methode gerecht zu werden, soll gelegentlich auch der gegenteilige Standpunkt, besonders der Katholiken, angedeutet werden.

ДЩЕТА
ОКАНЬ
РАЖЮ ТО
КВИДНИШ
СОБѢ

DIE KIRCHE IN DEN ERSTEN DREI JAHRHUNDERTEN

(Die Urkirche, die Katholizität, Apostolizität und Orthodoxie der Kirche, der gemeinsame Kampf gegen den Gnostizismus)

Die Geschichte der christlichen Kirche beginnt mit dem ersten Pfingstfest, an dem der Heilige Geist auf die Apostel herabkam und sie zu ihrer Missionsarbeit, der Verkündigung und Ausbreitung des Reiches Gottes, befähigte. Auf die Pfingstpredigt des Apostels Petrus ließen sich dreitausend Juden taufen, und damit wurde auch der Grund zu der ersten Christengemeinde in Jerusalem gelegt. Leiter und erster Bischof der Urgemeinde von Jerusalem, der »Mutterstadt der Bürger des Neuen Bundes«,*) war der hl. Jakobus, der »Bruder des Herrn«. Er wurde vom Apostel Paulus zusammen mit Petrus und Johannes als »Säulenapostel« bezeichnet (Gal. 2, 9).

Die anderen Apostel zogen gemäß dem Auftrage des Herrn hinaus in alle Welt, um die Völker zu lehren und zu taufen. So kam Petrus, nachdem er zuerst die Kirche zu Antiochien begründet hatte, nach Rom, wo er ebenso wie der Apostel Paulus sein apostolisches Wirken mit dem Tode besiegelte. Von den hl. Vätern wird die Gründung der Kirche von Rom, ebenso wie der von Korinth, den beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus zugeschrieben. Der Bruder des hl. Petrus, der hl. Andreas, predigte in Kleinasien und auf dem Balkan und gilt nach der in der orthodoxen Kirche herrschenden, offenbar legendären Überlieferung als der Begründer der Kirche von Konstantinopel. Der Schüler des hl. Petrus, der Evangelist Markus, wirkte in Ägypten und gründete die Kirche von Alexandrien, deren erster Bischof er war.

Die Nachrichten über die Wirksamkeit der übrigen Apostel sind spärlich; doch soll nach der Überlieferung der Apostel Philippus, einer der Erstberufenen, in Vorderasien und Süd-

*) Irenäus, Adv. haer. III. 12, 5.

rußland, Bartholomäus in Indien, Mesopotamien und Armenien, Matthäus, der Verfasser des ersten Evangeliums, in Palästina und Äthiopien, Thomas in Parthien und Indien gepredigt haben. Simon »der Eiferer« verkündete zuerst das Evangelium den Juden, dann gemeinsam mit Judas Thaddäus in Mesopotamien und Persien. Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, der den Beinamen »der Theologe« erhalten hat und ebenso wie Petrus und Jakobus der Jüngere als »Säule« der Urkirche gilt, wirkte in Ephesus; sein Bruder, der hl. Jakobus der Ältere, soll in Spanien gepredigt haben. Matthias, einer der 70 Jünger, wurde an Stelle des Verräters Judas durch das Los zum Apostel gewählt und hat nach der Überlieferung zuerst bei den Juden, dann in Äthiopien gepredigt.

Der große Heidenapostel aber war der hl. Paulus, der auf seinen verschiedenen Missionsreisen und durch seine Sendschreiben unermüdlich an der Gewinnung der Heidenwelt für Christus und für die Befestigung der Neubekehrten im christlichen Glauben arbeitete. Der Lieblingsschüler des hl. Paulus war der hl. Timotheus, der ihn auf seinen Reisen begleitete und als Bischof von Ephesus gestorben sein soll. Weitere Schüler und Begleiter des hl. Paulus waren: der hl. Titus, der Bischof von Kreta wurde, und der hl. Barnabas, der zusammen mit dem hl. Paulus die Kirche von Cypern gründete. Der hl. Evangelist Lukas, der wahrscheinlich vom hl. Paulus für den christlichen Glauben gewonnen worden war, nahm ebenfalls an verschiedenen Missionsreisen des hl. Paulus teil. In dem von ihm aufgezeichneten Evangelium gibt er die Predigt seines Lehrers, des hl. Apostels Paulus wieder. Er gilt nach dem übereinstimmenden Zeugnis der hl. Väter auch als der Verfasser der Apostelgeschichte. Nach der Überlieferung hat er in Griechenland gepredigt.

Nach der Auffassung zahlreicher hl. Väter und der meisten Theologen der orthodoxen Kirche waren die Apostel einander an Ehre und Rang gleich. Zwar wurden einige der

Apostel schon zu ihren Lebzeiten als »Säulen« hervorgehoben und der Apostel Petrus tritt häufig in führender Stellung hervor, woraus die Katholiken einen Vorrang ableiten. Die bekannte Stelle aber von der Gründung der Kirche auf dem Felsen (Matth. 16, 18) wird in der orthodoxen Kirche, die überzeugt ist, darin mit der Auffassung der Urkirche übereinzustimmen, in der Regel so gedeutet, daß Christus durch dieses Wort seinen Willen hinsichtlich der Einheit der Kirche kundgetan habe (so Cyprian), daß die Kirche »auf dem Felsen des Glaubens« gebaut wurde (liturgische Texte) und daß in Petrus alle kirchlichen Amtsträger, also die übrigen Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, die göttliche Vollmacht zu binden und zu lösen empfangen haben. Der hl. Cyprian schreibt: »Gewiß waren auch die übrigen Apostel das, was Petrus war: mit demselben Maß von Ehre und Vollmacht ausgestattet« (*De eccl. unitate*, 4), und der hl. Ambrosius sagt bei der Deutung der Stelle Matth. 16, 18, Petrus habe den ersten Platz eingenommen, »aber einen Primat des Bekenntnisses, nicht der Ehre, einen Primat des Glaubens, nicht des Ranges« (*De incarn.* 4, 32). Auch bei zahlreichen anderen Vätern findet sich diese altkirchliche Auffassung. Leo der Große bezieht die Verleihung der Schlüsselgewalt an Petrus auf alle Apostel und auch auf deren Nachfolger, die Bischöfe, auf welche die Gewalt zu binden und zu lösen übergeht (*Serm.* 4, 3).

Durch die Missionstätigkeit des hl. Paulus war die Kirche Christi aus ihrem Ursprungsland Palästina herausgetreten und hatte sich in kurzer Zeit über die ganze damals bekannte Welt ausgebreitet, sie war im wahren Sinne des Wortes »katholisch« geworden.

Das Wort »katholische Kirche« findet sich zum ersten Mal in einem Brief des hl. Ignatius von Antiochien, im »*Martyrium Polycarpi*« und im VIII. Buch der Apostolischen Konstitutionen. Die Kirche wird katholisch genannt, weil ihr Gebiet, dem sie sich widmen soll, die ganze Welt umfaßt, aus

der sie einst, nach den Worten des Herrn, »eine Herde mit einem Hirten« (Joh. 10, 16) schaffen wird. Neben dieser räumlichen Auffassung des Wortes »katholisch« findet sich bei Augustinus noch eine andere Deutung, nach der Katholizität so viel wie Ganzheit ist. Augustinus schreibt:*) »Die Kirche ist e i n e, welche unsere Vorfahren katholisch genannt haben, um schon durch ihren Namen zu zeigen, daß sie ein Ganzes ist.« »Dem Ganzen entsprechend« heißt nämlich griechisch *kath'holu*. Diese Kirche aber ist der Leib Christi, wie der Apostel sagt: »für meinen Leib, welcher die Kirche ist« (Koloss. 1, 24). Demnach ist es klar, daß derjenige, der nicht zu den Gliedern Christi gehört, das christliche Heil nicht haben kann. Die Glieder Christi sind aber unter sich durch die einigende Liebe verbunden, und sind durch sie mit ihrem Haupte vereint, welches ist Christus Jesus. Das Ganze also, das von Christus verkündigt wird, ist Haupt und Leib: das Haupt ist Jesus Christus, der eingeborene Sohn des lebendigen Gottes, selbst: »er selbst ist der Erlöser seines Leibes« (Eph. 5, 23), »der unserer Sünden wegen dahingegeben ward und um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist« (Röm. 4, 25): sein Leib ist die Kirche, von der gesagt wird: »damit er sich selbst die Kirche herrlich darstellte, ohne Makel, ohne Runzel oder etwas dergleichen« (Eph. 5, 27).

Der Name »katholisch« diente in der Kirche der ersten Jahrhunderte zur Bezeichnung der gesamten christlichen Kirche, ja, diese Bezeichnung wurde in dem von Kaiser Theodosius dem Großen im Jahre 380 herausgegebenen Edikt »*De fide catholica*«, das allen Untertanen das nicänische Bekenntnis vorschrieb, zum Reichgesetz erhoben. Schon das Konzil von Nicäa sprach in seinen Kanones von der »katholischen und apostolischen« Kirche.

*) Contra Don. de unitate Eccl., II. 2.

Die christlichen Gemeinden der Urkirche standen miteinander und mit der Muttergemeinde, aus der sie hervorgegangen waren, in enger Verbindung; ja in ihrer Übereinstimmung mit den von den Aposteln gegründeten Kirchen sah man die beste Gewähr für die Bewahrung des geoffenbarten Glaubensgutes (Tertullian, *De praescriptione haereticorum*; Irenäus, *Adversus haereses*). Es ist natürlich, daß die Kirchen, die ihren Ursprung auf einen Apostel zurückführen konnten, besonderes Ansehen genossen. Von ihnen hatte die Kirche der Reichshauptstadt Rom, die von den Apostelfürsten Petrus und Paulus gegründet war, einen besonderen Vorrang. So sagt der hl. Irenäus (*Adv. haereses* III.) »von der größten, ältesten, allen bekannten und von den ruhmreichen Aposteln Petrus und Paulus gegründeten Kirche zu Rom«, daß »mit dieser Kirche wegen ihres Vorranges (*propter potentiorem principalitatem*) alle übrigen Kirchen . . . übereinstimmen müssen, denn in ihr wurde immer . . . die apostolische Überlieferung bewahrt.« Leo der Große schreibt (Ep. 65, 4): »Durch den seligen Apostelfürsten Petrus besitzt die heilige römische Kirche den Vorrang (*principatum*) vor allen Kirchen des gesamten Erdkreises.«

Diese und alle anderen Zeugnisse der alten Kirchenväter beziehen sich auf den Ehrenvorrang der Kirche von Rom. Von einem Jurisdiktionsprimat wußte die alte Kirche noch nichts; er hat sich erst im Laufe der späteren Zeit, ganz besonders durch die politische Entwicklung des Abendlandes bedingt, herausgebildet.

Durch die apostolische Sukzession der Bischöfe, die die »Nachfolger der Apostel in der Lehre« (2. Tim. 3, 10) sind, wurde nicht nur die kirchliche Glaubenslehre unverfälscht bewahrt, sondern auch die apostolische Amtsgewalt im Bischofsamt fortgepflanzt. Das ist der Grund, warum sich die Kirche »apostolisch« nennt.

Zu den von alters her gebräuchlichen Bezeichnungen der

Kirche als »katholische« und »apostolische« trat in frühester Zeit der Name »orthodox«. Orthodox, d. i. rechtgläubig, nannte sich die Kirche im Gegensatz zu den Irrlehrern, Häretikern. Das Kennzeichen der Orthodoxie war dementsprechend später die Anerkennung der ökumenischen Konzile und ihrer dogmatischen Entscheidungen. »Orthodoxie« bedeutet aber im Griechischen nicht nur »Rechtgläubigkeit«, sondern auch »rechte Gottesverehrung«. Die Bezeichnung orthodox beschränkte sich übrigens keineswegs nur auf den christlichen Osten, sondern war auch in der Kirche des Abendlandes durchaus gebräuchlich. So wird im römischen Meßkanon, der in seiner heutigen Gestalt wohl in die Zeit Gregors des Großen, vielleicht auf diesen selbst zurückgeht, noch heute »für alle Rechtgläubigen« *(pro omnibus orthodoxis)* gebetet; und die Grabinschrift Karls des Großen rühmte diesen als *orthodoxus Imperator,* obwohl ihn die orthodoxe Kirche wegen seiner Haltung in der Frage der Bilderverehrung und des »*Filioque*« durchaus nicht mehr als »rechtgläubig« ansieht. Nach der großen Trennung wurde die Bezeichnung »katholisch« vorzugsweise für die abendländische Kirche, der Name »orthodox« für die Kirche des Ostens gebräuchlich; die orthodoxe Kirche bezeichnet sich selbst aber auch als »katholische Kirche«, während sich die katholische Kirche ebenso wie die orthodoxe als »rechtgläubig« betrachtet.

Die Erhaltung des apostolischen Glaubensgutes war in der alten Kirche durch das kirchliche Lehramt der Bischöfe, die in ununterbrochener Nachfolge auf die Apostel zurückreichten, gewährleistet. Bald entstanden allenthalben in der Kirche Glaubensbekenntnisse — Symbole, die zuerst für den Gebrauch bei der Taufe bestimmt waren, dann aber auch gegen die verschiedenen Irrlehren als Bekenntnisse des wahren christlichen Glaubens große Bedeutung erlangten.

Die erste große Gefahr, gegen die sich die junge Kirche zur Wehr setzen mußte, war der im Morgen- und Abend-

lande weit verbreitete Gnostizismus. Die Lehre der Gnostiker war nicht einheitlich, sondern eine Vielheit verschiedener phantastischer religionsphilosophischer Systeme. Der Gnostizismus hat aber die erste christlich-theologische Literatur geschaffen, die im 2. Jahrhundert viel umfangreicher war als die orthodoxe. Besonders zahlreich waren die unter dem Einfluß des Gnostizismus entstandenen apokryphen neutestamentlichen Schriften (apokryphe Evangelien, Apostelgeschichten, Apostelbriefe und Apokalypsen). Um die Verwirrung, die dadurch in die Reihen der orthodoxen Christen gebracht wurde, zu bannen, setzte die Kirche den Kanon der Schriften des Neuen Testamentes fest.

Der Kampf gegen den Gnostizismus wurde von der gesamten Kirche gemeinsam geführt. Der erste und bedeutendste Bekämpfer des Gnostizismus war der hl. Irenäus († um 202). Er gehört gleichermaßen der Kirche des Ostens wie der des Westens an. Geboren um 130 in Kleinasien, war er ein Schüler des hl. Polykarp, kam später nach Gallien, wo er zuerst Priester, dann Bischof von Lyon wurde. Sein griechisch geschriebenes Hauptwerk in 5 Büchern trägt den Titel »Entlarvung und Widerlegung der falschen Gnosis« (gewöhnlich »*Adversus haereses*« genannt). Im ersten Buch dieses Werkes steht eine den altchristlichen Taufbekenntnissen verwandte *Regula fidei*. Wie der hl. Irenäus haben auch der Afrikaner Tertullian († nach 220) in seinem Werk »*De praescriptione haereticorum*« und der aus dem Orient stammende Hegesipp, beide teilweise aus Irenäus schöpfend, den Gnostizismus bekämpft, indem sie besonders das Traditionsprinzip der katholischen Kirche, die ununterbrochene Nachfolge von den Aposteln her, betonten. Spätere Bekämpfer des Gnostizismus waren im Westen Hippolyt von Rom († 235), der ein Schüler des hl. Irenäus war und ebenfalls griechisch schrieb — sein Hauptwerk ist die »Widerlegung aller Häresien« in 10 Büchern —, im Osten der hl. Methodius von Olympus in Lykien († 311) und andere. Auch die Ent-

stehung der großen theologischen Schulen im Osten, deren bedeutendste die von Alexandrien und Antiochien waren, ist zum Teil auf die Notwendigkeit der Bekämpfung des Gnostizismus zurückzuführen. Die größten Theologen der Alexandriner Schule waren Klemens von Alexandrien († vor 215) und Origenes († um 254). Klemens, der übrigens weder in der Kirche des Ostens noch in der des Westens als Heiliger verehrt wird, war der erste kirchliche Gelehrte, der versuchte, die griechische Philosophie mit der christlichen Glaubenslehre in Einklang zu bringen und als Gegengewicht gegen den Gnostizismus eine christliche »Gnosis« zu schaffen. Origenes, der eigentliche Begründer einer christlich-wissenschaftlichen Theologie und ohne Zweifel einer der größten und fruchtbarsten Theologen der griechischen Kirche, hat, obwohl er als Urheber verschiedener Irrlehren von dem fünften Allgemeinen Konzil zu Konstantinopel (553) verurteilt wurde, auf die Theologie des Ostens und des Westens einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Im Osten hat schon Eusebius eine Apologie des Origenes geschrieben, der hl. Johannes Chrysostomus seine Geistesarbeit geehrt, der hl. Basilius der Große und Gregor der Theologe haben gemeinsam eine Blütenlese aus seinen Schriften, die »Philokalia«, verfaßt, Gregor von Nyssa folgte ihm in seinen exegetischen Arbeiten, und der hl. Gregor der Wundertäter hielt eine Lobrede auf Origenes, dessen Schüler er gewesen war. In der lateinischen Kirche des Westens wurden die Werke des Origenes, besonders seine Homilien, durch Übersetzungen des Hieronymus, Rufinus, Hilarius und anderer bekannt; auch der hl. Ambrosius von Mailand und Augustinus waren in ihrer Exegese von ihm beeinflußt. Zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens bestand also zu jener Zeit ein reger geistiger Austausch.

Hatte sich im Kampf gegen den Gnostizismus die Gemeinsamkeit der gesamten Kirche gezeigt, so war dies in noch viel höherem Maße bei den dogmatischen Entscheidungen der

ökumenischen Konzile, die sich gegen die verschiedenen neuen Irrlehren richteten, der Fall.

DIE SIEBEN ÖKUMENISCHEN KONZILIEN

(Gemeinsame Abwehr der Häresien, erste Gegensätzlichkeiten)

Die Bekämpfung und Überwindung des Gnostizismus und zahlreicher anderer Irrlehren war in den ersten drei Jahrhunderten das gemeinsame Werk der gesamten Kirche gewesen. Noch deutlicher trat die Gemeinsamkeit der Kirche des Ostens und des Westens in Erscheinung, als spätere Häresien die Kirche dazu zwangen, das ihr anvertraute Glaubensgut auf den ökumenischen Konzilien zu verteidigen und gegen die Häretiker klar zu formulieren. Diese Konzilien — Versammlungen der Bischöfe der ganzen christlichen Welt — wurden dadurch zu ökumenischen, daß ihre dogmatischen Entscheidungen von der gesamten Kirche als übereinstimmend mit dem überlieferten Glaubensgut und der Tradition angenommen wurden. Eine besondere Bestätigung der Konzilsbeschlüsse durch den Bischof von Rom erfolgte nicht und wurde im Orient auch durchaus nicht als notwendig angesehen. Die sieben ökumenischen Konzilien wurden von den oströmisch-byzantinischen Kaisern berufen, die auch ihre Beschlüsse bestätigten und als Reichsgesetze veröffentlichten. Das kaiserliche Berufungsrecht wurde von den Konzilien selbst und auch von den römischen Bischöfen anerkannt. Die Kirche des Abendlandes war auf diesen Konzilien zahlenmäßig nur schwach, in der Regel nur durch Legaten des Bischofs von Rom vertreten; auf keinem der sieben ökumenischen Konzilien war ein Papst selbst erschienen. Die dogmatischen Formulierungen der Geheimnisse des christlichen Glaubens sind in der Hauptsache Schöpfungen des griechischen Geistes, der in diesen Jahrhunderten in der Kirche führend war; auch die Tatsache, daß alle ökumenischen Konzilien im Osten, der damals griechisch war, stattfanden, ist

bezeichnend. Das Abendland beschränkte sich meistens auf die Rolle gelegentlicher Mitwirkung und Unterstützung.

Der Kampf gegen die verschiedenen Irrlehren ist durch drei Phasen gekennzeichnet: entsprechend den trinitarischen, christologischen und soteriologischen Streitigkeiten wurde durch die ökumenischen Konzilien das kirchliche Dogma über die Trinität, über die Person Jesu Christi und über Sünde und Gnade bzw. das Verhältnis zwischen göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit formuliert.

Die trinitarische Frage wurde durch die beiden ersten Konzilien zu Nicäa (325) und Konstaninopel (381), die die Irrlehre der Arianer und Apollinaristen, der Semiarianer und Pneumatomachen verurteilten, gelöst. Das christologische Dogma wurde auf dem dritten und vierten ökumenischen Konzil zu Ephesus (431) und Chalcedon (451), die die Lehre der Nestorianer und Monophysiten verwarfen, sowie auf dem sechsten ökumenischen Konzil zu Konstantinopel (680/81), das gegen die monotheletische Lehre gerichtet war, festgelegt. Aufgabe des fünften ökumenischen Konzils zu Konstantinopel (553) war es, die durch den »Dreikapitelstreit« und die origenistischen Wirren entstandene Gefahr abzuwehren. Das siebente und letzte ökumenische Konzil zu Nicäa (787) verteidigte gegenüber den Bilderstürmern die kirchliche Bilderverehrung.

Die Formulierung des trinitarischen und christologischen Dogmas und seine theologische Begründung war vornehmlich das Werk der großen griechischen Kirchenväter; die soteriologischen Streitigkeiten dagegen waren im Abendlande ausgebrochen und wurden auch von der abendländischen Kirche und deren überragendstem Kirchenvater Augustinus ausgefochten.

Die Geschichte der sieben ökumenischen Konzilien ist bekannt, ebenso auch ihre Lehrentscheidungen; uns interessiert hier vor allem, wie auf diesen Konzilien die Zusammenarbeit der Kirche des Ostens und des Westens in Erscheinung trat.

Das erste ökumenische Konzil richtete sich gegen die Irrlehre des Presbyters Arius von Alexandrien, der die Gottheit Jesu Christi leugnete. Es wurde von Kaiser Konstantin dem Großen als Reichskonzil berufen und fand 325 in Nicäa in Kleinasien statt. Das Konzil war von 318 Bischöfen aus allen Teilen der christlichen Welt besucht, auch der Kaiser selbst nahm an ihm teil. Aus dem Abendland stammten nur 7 Teilnehmer, darunter Bischof Hosius von Corduba, der wahrscheinlich den Vorsitz führte, und die Presbyter Viktor und Vincentius als Vertreter des schon betagten römischen Bischofs Silvester. Die tüchtigsten Verteidiger des kirchlichen Glaubens waren vor allem Bischof Alexander von Alexandrien mit seinem jungen Begleiter, dem hl. Athanasius, der damals noch Diakon war, sowie die Bischöfe Eustathius von Antiochien und Marcellus von Ancyra.

Gegen die Irrlehre der Semiarianer und Pneumatomachen, deren Hauptvertreter der bereits 360 abgesetzte Bischof Macedonius von Konstantinopel war, sowie gegen Apollinaris von Laodicea, dessen Lehre bereits von Athanasius, Gregor von Nyssa und der antiochenischen Schule bekämpft wurde, berief Kaiser Theodosius der Große das zweite ökumenische Konzil, das 381 in Konstantinopel stattfand und von 150 orthodoxen Vätern besucht war. Die abendländische Kirche war auf diesem Konzil nicht vertreten und erkannte es deshalb auch längere Zeit hindurch nicht als ökumenisch an. Vorsitzender des Konzils war Bischof Meletius von Antiochien, und als dieser starb, Gregor der Theologe. Zu den Teilnehmern des Konzils zählten ferner der hl. Kyrill von Jerusalem, Gregor von Nyssa, der hl. Amphilochius von Ikonium, der hl. Epiphanius von Salamis, dessen wahrscheinlich aus Jerusalem stammendes und dem Glaubensbekenntnis von Nicäa ähnliches Taufsymbol mit geringen Änderungen von dem Konzil als Glaubensbekenntnis übernommen wurde. Dieses Glaubensbekenntnis bekam als nicäno-konstantinopolitanisches Symbol

auf dem vierten ökumenischen Konzil zu Chalcedon (451) ökumenisches Ansehen, das Abendland schloß sich erst unter Justinian I. (527—565) an.

Die Irrlehre des Nestorius gab den Anlaß zur Einberufung des dritten ökumenischen Konzils. Nestorius war 428 durch die Gunst des Kaisers Theodosius II. Bischof von Konstantinopel geworden, und auf sein Betreiben berief der gleiche Kaiser im Jahre 431 das dritte ökumenische Konzil nach Ephesus. Der große Gegner des Nestorius, der hl. Kyrill von Alexandrien führte den Vorsitz. Kyrill hatte sich schon früher nach altkirchlicher Sitte*) an den Bischof von Rom, Cölestin I., gewandt, der sich bereits 430 gegen Nestorius entschieden hatte. Auf Seiten Kyrills standen ferner die Bischöfe Memnon von Ephesus und Juvenalis von Jerusalem. Die drei Legaten Cölestins erschienen mit Verspätung, stimmten aber den Entscheidungen des Konzils zu. Das Konzil nahm nicht nur die Anathematismen Kyrills gegen Nestorius, der verurteilt und abgesetzt wurde, an, sondern es verurteilte auch mit der Person des Cälestius, eines Schülers des Pelagius, die Irrlehre des Pelagianismus.

Der monophysitische Streit gab den Anlaß zum vierten ökumenischen Konzil, das von dem Kaiserpaar Marcian und Pulcheria berufen wurde und im Jahre 451 in Chalcedon am Bosporus stattfand. Das Konzil war das am stärksten besuchte im christlichen Altertum: die Zahl der Teilnehmer betrug 630, darunter waren allerdings nur fünf Abendländer: zwei afrikanische Bischöfe und drei päpstliche Legaten. Entgegen dem Verlangen des Papstes Leo I., daß seine Legaten den Vorsitz führen sollten, wurden die Verhandlungen von kaiserlichen Beamten geleitet. Das Konzil erkannte die vorhergegangenen Konzile von 325, 381 und 431 als ökumenische an und bestätigte das nicänische und das nicäno-konstantinopolitanische Symbol. Der Wortführer der Monophysiten,

*) Vgl. Seite 114/115.

Patriarch Dioskur von Alexandrien, wurde abgesetzt und sowohl die Lehre des Nestorius wie auch die des Eutyches, des Begründers der monophysitischen Lehre, verurteilt. Der kirchlichen Lehre von den zwei Naturen in der Person Jesu Christi wurden die Anathematismen Kyrills von Alexandrien gegen Nestorius und die *Epistola dogmatica ad Flavianum* Leos des Großen, die bei den Konzilsvätern große Begeisterung hervorrief, zugrunde gelegt. Bei keinem der ökumenischen Konzilien trat die Mitwirkung der abendländischen Kirche und speziell des römischen Bischofs so stark in Erscheinung wie bei diesem. Die klare Trennung der Begriffe Person *(Hypostasis)* und Natur *(Physis)* ist vornehmlich abendländischem Einfluß zu verdanken.

Das fünfte ökumenische Konzil wurde von Kaiser Justinian berufen; es fand im Jahre 553 unter dem Vorsitz des Patriarchen Eutychius in Konstantinopel statt. Anlaß dazu waren die origenistischen Wirren und der Dreikapitelstreit. Justinian hatte bereits in einem Edikt vom Jahre 543 die Schriften der Bischöfe Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa (die sogenannten »Drei Kapitel«) als »nestorianisch« verurteilt. Dieses Urteil wurde von dem fünften ökumenischen Konzil erneuert, das auch Origenes und seine Lehre sowie seine Anhänger Didymus, den Leiter der Katechetenschule in Alexandrien, und Evagrius Ponticus verurteilte. Der Papst Vigilius, der in Übereinstimmung mit der Auffassung der abendländischen Bischöfe die Verurteilung der zwar dem Irrtum verfallenen, aber im Frieden mit der Kirche gestorbenen Männer für nicht notwendig hielt, hatte die Teilnahme an dem Konzil verweigert, und da er in seinem »*Constitutum*« vom Jahre 553 die Verurteilung der drei Kapitel verboten hatte, wurde er von dem Konzil als Häretiker verurteilt, der an der Gottlosigkeit des Nestorius und Theodor teilnehme. Später gab Vigilius, der in dem Dreikapitelstreit mehrmals seine Meinung geändert hatte, seine Zustimmung zu den Beschlüssen von Konstan-

tinopel, aber erst sein Nachfolger, Papst Pelagius, erkannte sie endgültig an. Große Teile des Abendlandes verharrten aber noch länger in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber diesem Konzil und sagten sich eine Zeitlang von dem Stuhle Petri los.

Das sechste ökumenische Konzil war gegen die Monotheleten gerichtet. Es wurde von Kaiser Konstantin Pogonatus nach Konstantinopel berufen, wo es im Jahre 680/81 mit 170 Teilnehmern im Kuppelsaale (= *trullos*, daher »Trullanum« genannt) des kaiserlichen Palastes unter dem Vorsitz des Kaisers stattfand. Schon vor dem Konzil wurde der Monotheletismus von dem Patriarchen Sophronius von Jerusalem, Maximus dem Bekenner und Papst Martin I. von Rom bekämpft; auch eine afrikanische Synode hatte im Jahre 646 die monotheletische Lehre einstimmig verurteilt. Der dogmatischen Entscheidung des sechsten ökumenischen Konzils, daß in Jesus Christus zwei Willen und zwei Tätigkeiten sind, wurde das Lehrschreiben des Papstes Agatho, das er seinen Legaten mitgegeben hatte, zugrunde gelegt. Die Urheber und Verteidiger der monotheletischen Lehre, Patriarch Sergius von Konstantinopel, Kyrus von Alexandrien und Makarius von Antiochien wurden mit dem Anathem belegt, unter den Urhebern der Irrlehre auch Papst Honorius von Rom. Papst Leo II., der Nachfolger Agathos, bestätigte in einem Brief an den Kaiser die Beschlüsse des Konzils mit ausdrücklicher Anerkennung der Verdammung des Honorius, »*qui profana proditione immaculatam fidem subvertere conatus est*«. Auch in dem Formular eines von jedem Papste bei seinem Amtsantritt abzulegenden Glaubensbekenntnisses des bis ins 11. Jahrhundert gebrauchten »*Liber diurnus*« der römischen Kirche wurde der Name des Honorius zusammen mit anderen Irrlehrern genannt. Es ist dies einer der vielen Beweise dafür, daß die Kirche des Abendlandes zu jener Zeit mit der des Ostens noch verbunden war und in der Lehre übereinstimmte.

Das sechste ökumenische Konzil fand seine Fortsetzung in dem zweiten Trullanischen Konzil im Jahre 692, das von Kaiser Justinian berufen wurde. Da die beiden vorhergegangenen Konzile nur dogmatische Entscheidungen getroffen hatten, erließ es zur Ergänzung derselben 102 disziplinäre Kanones, die sich zum Teil gegen die abweichende Praxis der abendländischen Kirche richteten. Es bestätigte auch die Beschlüsse der Synode von Karthago (418) gegen die Pelagianer. Auf diesem Konzil zeigte es sich zum ersten Male deutlich, daß zwischen der Kirche des Ostens und der des Westens eine Entfremdung eingetreten war. Die westliche Kirche hat dieses Konzil nicht als ökumenisch anerkannt.

Das letzte der sieben großen ökumenischen Konzilien fand im Jahre 787 in Nicäa gegen die Feinde der Bilderverehrung statt. Die Veranlassung zu dem Konzil ging von der Kaiserin Irene aus. Papst Hadrian I. von Rom war durch zwei Legaten vertreten. Die bedeutendsten Verteidiger der kirchlichen Bilderverehrung, die der Urkirche allerdings noch fremd gewesen war, waren der hl. Johannes von Damaskus († 749) und der hl. Germanus, Patriarch von Konstantinopel († 733); als Helden der Bilderverehrung wurde ihnen von den versammelten Vätern — es waren 360 Bischöfe — hohes Lob gespendet. Papst Hadrian I. bemühte sich um die Anerkennung der Konzilsentscheidungen im Frankenreich und sandte die Akten des Konzils an Karl den Großen. Diese Akten waren aber sprachlich ungenügend abgefaßt; für »verehren« wurde der gleiche Ausdruck *adorare* gebraucht wie für »anbeten«. Karl der Große, der sich außerdem beleidigt fühlte, weil er zu dem Konzil nicht eingeladen war, gab eine Staatsschrift in vier Bänden, die sogenannten »*Libri Carolini*«, heraus, in der das »bilderanbetende« Konzil von Nicäa und seine Entscheidungen verworfen wurden. Eine fränkische Generalsynode zu Frankfurt im Jahre 794 bestätigte unter Zustimmung der päpstlichen Legaten die Grundsätze der karolinischen Bücher, eine Entscheidung, die von einer Reichs-

synode zu Paris (825) unter scharfem Tadel gegen Papst Hadrian erneuert wurde. Der Widerstand gegen das Konzil von Nicäa dauerte im Frankenreich bis ins 10. Jahrhundert.

WECHSELBEZIEHUNGEN UND GEMEINSAMKEITEN DER KIRCHE DES OSTENS UND DES WESTENS

(Die Gemeinsamen Kirchenväter, die Mystik, das Mönchtum, Gemeinsamkeiten im Gottesdienst, gemeinsame Feste, gemeinsame Heilige, die Volksfrömmigkeit)

Die von den großen Konzilien formulierten Dogmen wurden von überragenden Bischöfen und Gelehrten jener Zeit — meist im Kampf gegen die Häresien — theologisch begründet.

Die orthodoxe Kirche des Morgenlandes feiert als »große Hierarchen und ökumenische Lehrer« die Heiligen Basilius den Großen, Gregor den Theologen (von Nazianz) und Johannes Chrysostomus. Die römisch-katholische Kirche hat aus der Zahl der von ihr verehrten Heiligen 27 mit dem Ehrennamen »Kirchenlehrer« ausgezeichnet; von ihnen gehören 17 der Zeit vor der großen Trennung an. Darunter befinden sich neben den oben erwähnten drei »großen ökumenischen Lehrern« folgende Väter der Ostkirche: Athanasius, Ephräm der Syrer, Kyrill von Jerusalem, Kyrill von Alexandrien und Johannes von Damaskus. Mehrere von ihnen wurden von Rom erst im 19. bzw. 20. Jahrhundert als »Kirchenlehrer« proklamiert. Von den Kirchenvätern der abendländischen Kirche werden auch im Osten als Heilige verehrt: Ambrosius von Mailand, Hieronymus, Augustinus, Papst Leo der Große, Papst Gregor der Große.

Athanasius († 373), der als Bischof von Alexandrien die Lehre von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater gegenüber den Arianern verteidigte und dafür von der Nachwelt den Beinamen »Vater der Orthodoxie« erhielt, kam bei seinen mehrmaligen Verbannungen auch mit dem christlichen

Abendland in Berührung; er rief geradezu den Papst um seine Entscheidung an.

Ephräm der Syrer († 373) steht als größter Theologe der syrischen Kirche heute noch in hohem Ansehen in der Ostkirche.

Basilius der Große rettete durch die Macht seines Geistes die Kirche des Ostens vor dem unter Kaiser Valens mächtigen Arianismus und übte auch als »Vater des morgenländischen Mönchtums« einen nicht geringen Einfluß auf das Abendland aus.

Gregor von Nazianz († 390) wurde von Kaiser Theodosius dem Großen zum Patriarchen von Konstantinopel berufen. Sein Werk war es, daß die Hauptstadt damals nicht dem Arianismus anheimfiel. Die berühmten fünf theologischen Reden über die Gottheit des Logos, die er in der Anastasis-Kirche hielt, haben ihm den Ehrennamen des »Theologen« eingebracht.

Kyrill von Jerusalem († 386) wurde besonders durch seine Katechesen über die Mysterien des Christentums berühmt.

Johannes Chrysostomus († 407), Patriarch von Konstantinopel, ist der größte Prediger, der »Goldmund« der Ostkirche.

Kyrill von Alexandrien († 444) ist als der große Bekämpfer des Nestorianismus, besonders auf dem dritten ökumenischen Konzil zu Ephesus, bekannt.

Johannes von Damaskus († 749) ist der große Dogmatiker der orthodoxen Kirche und der Verteidiger der kirchlichen Lehre von der Bilderverehrung, die er theologisch begründet hat. Das römische Brevier sagt von ihm, daß er »dem hl. Thomas von Aquin den Weg bereitet hat zur Behandlung der Theologie nach einer so vortrefflichen Methode«.

Diese bedeutendsten Väter der morgenländischen Kirche haben als Begründer und Verteidiger der kirchlichen Glaubenslehre auf die Theologie der abendländischen Kirche einen großen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Die Bedeutung der

abendländischen Kirchenlehrer für die Entwicklung der östlichen Theologie ist ohne Zweifel geringer; doch hat eine Reihe von ihnen auch in der Ostkirche hohes Ansehen erlangt.

Ambrosius von Mailand († 397), der die Schriften der griechischen Kirchenväter von Klemens von Alexandrien bis Basilius, dem er besonders gefolgt ist, durchgearbeitet hat, hat zusammen mit Hilarius von Poitiers († 367) und Damasus von Rom († 384) das Verdienst, das Abendland vor dem Arianismus bewahrt zu haben.

Hieronymus, der geniale Übersetzer der Heiligen Schrift, kannte durch seinen langen Aufenthalt in Palästina und Ägypten das östliche Christentum aus eigener Anschauung und war mit Gregor dem Theologen, Gregor von Nyssa und Amphilochius von Ikonium befreundet.

Augustinus († 430), der überragende Geist des Abendlandes, der scharfsinnige Begründer der Gnadenlehre der abendländischen Kirche, der Überwinder der Irrlehren der Manichäer, Donatisten und Pelagianer, ist der Kirche des Ostens eigentlich immer etwas fremd geblieben; er wird im Osten als »Seliger« verehrt.

Papst Leo der Große († 461), dessen dogmatisches Schreiben an den Patriarchen Flavian von Konstantinopel als Grundlage für die Zweinaturenlehre des Konzils von Chalcedon genommen wurde, und Papst Gregor der Große († 604), der jahrelang als Apokrisiar in Konstantinopel weilte und im Osten als der Verfasser der Liturgie der Vorgeweihten Gaben gilt, genießen in der orthodoxen Kirche bis zum heutigen Tag ein hohes Ansehen. Gregor der Große war mit den Patriarchen Eulogius von Alexandrien und Anastasius von Antiochien in inniger Freundschaft verbunden.

An dieser Stelle muß auch noch des Rufinus († 410) gedacht werden, der zwar nicht als Heiliger verehrt wird, der aber durch seine Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zahlreiche Schriften griechischer Väter der abendländischen Kirche zugänglich gemacht hat.

Nicht nur die Theologie, auch die Mystik des Abendlandes wurde durch die Väter der Ostkirche entscheidend beeinflußt. Klemens von Alexandrien und Origenes werden gewöhnlich als die Begründer der östlichen Mystik angesehen. Die Mystik der Ostkirche ist im Unterschied zu der individuellen Mystik des Abendlandes Gemeinschaftsmystik, liturgische Mystik, sie beruht auf dem paulinischen Begriff des »mystischen Leibes Christi«. Die verschiedenen Richtungen der ostkirchlichen Mystik: die der alten Mönchsmystiker Makarius († um 390), Nilus des Sinaiten († um 450) und Johannes Klimakus († 616), die spekulative Mystik, deren bedeutendster Vertreter der hl. Gregor von Nyssa war, und die liturgische Mystik des hl. Kyrill von Jerusalem konzentrieren sich in Dionysius dem Areopagiten,[2]) der unter dem Einfluß des Neuplatonismus steht und der die gesamte Mystik der Ostkirche von Maximus dem Bekenner († 662) bis Nikolaus Kabasilas (14. Jahrhundert) bestimmt; in der lateinischen Kirche des Abendlandes erlangte Dionysius sogar ein noch weit höheres Ansehen. Durch die frühzeitig ins Lateinische übersetzten Werke des hl. Maximus des Bekenners wurde die Mystik des Areopagiten dem Abendland vermittelt; im 9. Jahrhundert erschienen dann auch lateinische Übersetzungen des Dionysius und Erklärungen zu seinen Schriften, welche die abendländische Mystik des Mittelalters beherrschten. Thomas von Aquin und Hugo von St. Viktor sind von ihm beeinflußt und schrieben, wie auch Albert der Große, Kommentare zu seinen Schriften; auch Bonaventura steht unter dem Einfluß des Areopagiten.

Der bedeutendste Mystiker, den die Kirche des Ostens hervorgebracht hat, Symeon der Neue Theologe († 1022), der große Theoretiker und Systematiker der ostkirchlichen Mystik Nikolaus Kabasilas († 1371) und sein Zeitgenosse, der hl. Gregor Palamas, der Begründer der hesychastischen Bewegung, hatten zwar überragende Bedeutung für die mystische Tradition in den byzantinischen Klöstern, konnten

aber — infolge der bereits eingetretenen Entfremdung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche — auf die abendländische Mystik so gut wie keinen Einfluß mehr gewinnen. Dagegen ist es bemerkenswert, daß der bedeutende griechische Theologe Nikodemus der Hagiorit (18./19. Jahrhundert) abendländischen Gedankengängen, insbesondere dem Exerzitienbüchlein des Ignatius von Loyola folgte.

Die östlichen und westlichen Kirchenväter und Theologen haben einander wechselseitig Anregung und Befruchtung gegeben. Anders war es bei dem Mönchtum, das von der Kirche des Abendlandes aus dem Osten übernommen, dann aber selbständig ausgebaut wurde.

Ob die Regel des hl. Pachomius, des Schöpfers der koinobitischen Lebensweise, zuerst durch Athanasius während seiner Verbannung oder durch die Übersetzung des Hieronymus nach dem Abendland gekommen ist, ist wohl schwer festzustellen; sicher ist, daß sie schon früh in der lateinischen Kirche Geltung erlangte. Seine Lebensbeschreibung erschien in zahlreichen lateinischen Übersetzungen.

Schon um das Jahr 400 gab es nach dem Zeugnis des Augustinus in der Nähe von Trier, wo Athanasius von Alexandrien in der Verbannung gelebt hatte, Einsiedler, die nach der Regel des hl. Einsiedlers Antonius, des »Mönchsvaters«, lebten. Die von Athanasius verfaßte Lebensbeschreibung des hl. Antonius von Ägypten verbreitete sich in der Übersetzung des Evagrius von Antiochien bald über das ganze Abendland und förderte in hohem Maße die Ausbreitung des Mönchtums. Augustinus berichtet in seinen Bekenntnissen (*Conf.* VIII, 6), wie er durch die Erzählung seines Landsmannes Pontianus vom Leben des hl. Mönchsvaters Antonius beeindruckt war: »Die Ungebildeten stehen auf und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserer Gelehrsamkeit, siehe, wie tief wir in Fleisch und Blut vergraben sind!« (*Conf.* VIII, 8). Diese Erzählung war es, die nicht nur den Anstoß zu Augustins Bekehrung gab, sondern ihn

später auch zum Vater des nordafrikanischen Mönchtums werden ließ.

Hieronymus übersetzte das von Orsiesius, dem zweiten Nachfolger des hl. Pachomius, verfaßte Buch »*Doctrina de institutione monachorum*« und schrieb selbst eine ganze Anzahl von Mönchsleben, so von dem hl. Paulus von Theben, Hilarion dem Großen und anderen. Auch durch Rufinus, der die »*Historia monachorum*« verfaßte, lernte das Abendland die Lebensweise der Mönche des Orients kennen.

Hatte Pachomius als erster die koinobitische Lebensweise der Mönche begründet, so gab ihr der hl. Basilius der Große durch seine beiden Mönchsregeln (die längeren und die kürzeren) eine feste Ordnung und theologische Begründung. So wurde Basilius zum »Vater des morgenländischen Mönchtums«. Basilius, der das Mönchtum in Ägypten aus eigener Anschauung kannte, gab dem koinobitischen Mönchtum den Vorzug vor dem einsiedlerischen. Basilius war es auch, der als erster das tägliche Chorgebet der Mönche in acht Tagzeiten ordnete. Die Mönchsregeln des hl. Basilius, dieses große Werk antik-christlicher Weisheit, wurden durch die Übersetzung des Rufinus dem Abendlande übermittelt. Schon früh entsanden auch Klöster nach der Regel des hl. Basilius in Unteritalien, auf Sizilien und in Spanien. Zur Zeit der Bilderstürme kamen zahlreiche griechische Mönche nach dem Abendlande.

Im Abendlande wurde die Regel des hl. Basilius allerdings bald durch die Regel des hl. Benedikt, des großen Patriarchen des abendländischen Mönchtums, der auch in der Ostkirche als Heiliger verehrt wird, verdrängt. Die Basilius-Regel war aber, wie der hl. Benedikt selbst angibt, eine der Hauptquellen, aus der er geschöpft hat. So hat Benedikt die Regelung der Tagzeiten von Basilius übernommen; auch die Betonung des Gehorsams gegenüber dem Abt, der die Stelle Christi im Kloster vertritt (*Ben. Reg.* 2), als wichtigster Punkt des Mönchslebens entspricht den Gedankengängen des Basi-

lius (*Bas. Reg. brev.* 38). Der hl. Benedikt empfahl in seiner Regel die Lesung der »*Collationes Patrum*« (= Unterredungen mit den angesehensten Einsiedlern Ägyptens) von Johann Kassian. Dieser hatte zehn Jahre bei den Mönchen in Ägypten gelebt und deren Einrichtungen und Regeln in seinen zwölf Büchern »*De institutis coenobiorum*« beschrieben; seine Werke wurden übrigens auch in das Griechische übersetzt. Später gründete Johannes Kassian in der Umgebung von Marseille zwei Klöster nach östlichem Muster. Sein Mönchtum hatte großen Einfluß auf das benediktinische Mönchtum des Mittelalters; wie groß er war, läßt sich daran ermessen, daß Thomas von Aquin, der selbst in der Schule der Benediktiner aufgewachsen war, die *Collationes* zum häufigen Gebrauch auf seinem Arbeitstisch liegen hatte.

Die Gemeinsamkeit der Kirche des Ostens und des Westens kommt auch in ihren gottesdienstlichen Formen zum Ausdruck. Die Kirche des Ostens und des Westens hatte infolge der durch die apostolische Sukzession der Bischöfe gewahrten altkirchlichen Überlieferung die gleichen Mysterien (Sakramente), das gleiche eucharistische Opfer, nur waren die Formen, Riten derselben in den einzelnen Kirchen verschieden. So gewann die Liturgie der Kirche von Jerusalem in Palästina und Westsyrien Geltung, die von Alexandrien in Ägypten und Äthiopien; die Kirche von Konstantinopel bildete ihre eigene Liturgie aus, die den Namen des hl. Johannes Chrysostomus bzw. des hl. Basilius des Großen trägt und die unter Zurückdrängung der übrigen östlichen Liturgien die vorherrschende Liturgie im byzantinischen Reich und von Byzanz aus auch bei den slawischen Völkern wurde. Im Abendlande hatten sich neben der römischen Stadtliturgie eigene gottesdienstliche Formen bei den Iro-Schotten, bei den Westgoten (mozarabische Liturgie), in Gallien und in der Lombardei (Mailand) ausgebildet. Nach der Art der liturgischen Zentralisierung in der Ostkirche wurden auch die westlichen Liturgien später in gleichem Maße, in dem sich

der Ehrenvorrang des Bischofs von Rom zu einem Universalepiskopat auszubilden begann, von der römischen Liturgie verdrängt. Ähnlich verhielt es sich mit der gottesdienstlichen Sprache. Während die orthodoxe Kirche des Ostens den verschiedenen Völkern ihre Muttersprache im Gottesdienst beließ, haben die germanischen Völker die römische Liturgie in der kirchlichen Fremdsprache übernommen, die für sie freilich die gemeinsame Verständigungssprache des Abendlandes wurde. Es ist zwar anzunehmen, daß die vorbonifatianischen iroschottischen Glaubensboten nach Deutschland ihre heimatliche Liturgie mitbrachten und sie in der Muttersprache der deutschen Stämme feierten, doch wurde auch in Deutschland infolge der engen Bindung an Rom durch Bonifatius die römische Liturgie in lateinischer Sprache die allein herrschende.

In der ältesten Zeit, bis etwa in die Mitte des 3. Jahrhunderts, war die Sprache der römischen Kirche die griechische. Das »Kyrie eleison« in der römischen Messe, das wohl der letzte Überrest des großen litaneiähnlichen Fürbittgebetes, der Ektenie, ist, die sich in den östlichen und untergegangenen westlichen Liturgien findet, sowie das griechische Trishagion in der römischen Karfreitagsliturgie sind die letzten Zeugen davon. Außerdem gibt es heute noch eine Reihe von liturgischen Texten der orthodoxen und katholischen Kirche, die ganz oder nahezu übereinstimmen: so das dem Osten und Westen gemeinsame Gebet zur Gottesmutter »*Sub tuum praesidium*«, die Antiphon zur Lichtmeß-Prozession »*Adorna thalamum tuum*«, die von der lateinischen Kirche aus dem Osten übernommen wurde, und die textlich nahe verwandten Karfreitags-Improperien.

Am deutlichsten zeigt sich jedoch die gottesdienstliche Gemeinsamkeit der griechischen und der lateinischen Kirche in den gemeinsamen Festen. Alle alten Feste des Herrn und der Muttergottes sowie eine große Zahl von Heiligenfesten sind

dem christlichen Osten und Westen gemeinsam und werden in der Regel auch am gleichen Tage gefeiert.

Ostern und Pfingsten waren die ältesten Feste der Urkirche und haben ihre Vorbilder schon im Alten Testament. Das Fest der Erscheinung des Herrn (6. Januar), das im Osten schon seit Anfang des 4. Jahrhunderts bezeugt ist, galt ursprünglich dem Geheimnis der Geburt Jesu Christi. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts wurde es von der abendländischen Kirche übernommen, erhielt aber, da man in Rom etwa seit 335 ein eigenes Fest der Geburt des Herrn am 25. Dezember feierte, einen anderen Inhalt: die Offenbarung der Gottheit Christi bei der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande. In der Kirche des Ostens feierte man später am Feste der Erscheinung des Herrn das Geheimnis der Offenbarung der Gottheit Christi bei der Taufe im Jordan. Das Weihnachtsfest hatte um das Jahr 400 auch im christlichen Osten Aufnahme und Verbreitung gefunden; Kaiser Justin II. (565—578) schrieb es für das ganze Römische Reich vor. Weihnachten ist wohl das einzige Fest, das vom Westen nach dem Osten kam; bei allen übrigen ist es umgekehrt. Das lag offenbar hauptsächlich daran, daß sich gerade an den Stätten, an denen Christus selbst gelebt und gewirkt hatte, die seiner Verehrung gewidmeten Feste bilden mußten. Und weil die Kirche sich als eine einzige Kirche fühlte, empfand sie auch im Westen die an den heiligen Stätten entstandenen Feste als die ihrigen, als sie näher mit ihnen bekannt wurde. Betrachten wir die zwölf Hochfeste der orthodoxen Kirche — von Weihnachten, Erscheinung des Herrn und Pfingsten war schon die Rede — im einzelnen.

Die Feier des Einzuges des Herrn in Jerusalem am Palmsonntag geht vielleicht noch auf die apostolische Zeit zurück. Die Prozession am Palmsonntag ist in Jerusalem schon im 4. Jahrhundert bezeugt, im Abendlande erst seit dem 7. Jahrhundert.

Das Fest der Himmelfahrt Christi wird im Osten zum

ersten Mal im Jahre 325 erwähnt; im 6. Jahrhundert war seine Feier auch in Rom bekannt.

Das dem Andenken der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor geweihte Fest (6. August) wurde im Osten bereits im 5. Jahrhundert gefeiert; in der lateinischen Kirche wurde es erst 1457 allgemein vorgeschrieben.

Schon im 4. Jahrhundert feierte man in Jerusalem am 14. September das Fest der Kreuzerhöhung zum Andenken an die Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena im Jahre 326. Später verband sich mit diesem Tag auch das Andenken an den feierlichen Triumphzug, in dem Kaiser Heraklius 628 das heilige Kreuz, das 614 von den Persern geraubt worden war, zurückbrachte. Im Abendland kam dieses Fest erst ziemlich spät in Übung.

Das Fest der Begegnung des Herrn (mit dem greisen Simeon; 2. Februar) wurde schon im 4. Jahrhundert in Jerusalem gefeiert und ging im 6. Jahrhundert auch in das Abendland über, wo es den Charakter eines Muttergottesfestes erhielt.

Das älteste Marienfest der Kirche ist wohl das Fest des Entschlafens (Himmelfahrt) Mariä, das schon bald nach dem Konzil von Ephesus (431) gefeiert wurde, von Kaiser Mauritius (582—602) für den 15. August vorgeschrieben und in Rom um das Jahr 700 durch Papst Sergius eingeführt wurde. In Gallien ist es schon im 6. Jahrhundert, das ist früher als in Rom, nachweisbar.

Das Fest Mariä Verkündigung (25. März) war im Osten schon im 5. Jahrhundert bekannt, in der lateinischen Kirche wurde es schon vor Gregor dem Großen gefeiert. Das Fest Mariä Einführung in den Tempel (Mariä Opferung; 21. November) wurde ebenfalls zuerst im Osten gefeiert, wo es im 8. Jahrhundert nachweisbar ist und von wo es im 11. Jahrhundert nach dem Abendland kam. Erst 1585 wurde dieses Fest für die ganze lateinische Kirche vorgeschrieben.

In der orthodoxen Kirche des Ostens wird seit dem

6./7. Jahrhundert am 9. Dezember ein kleineres Fest gefeiert, das dem Andenken der Empfängnis Mariä von ihrer gealterten Mutter Anna geweiht ist. Dieses Fest wurde im Mittelalter von der lateinischen Kirche, die es am 8. Dezember feiert, übernommen; es erhielt aber — entsprechend dem später (im Jahre 1854) proklamierten römischen Dogma — einen anderen, der Ostkirche fremden Inhalt: die Freiheit der hl. Jungfrau Maria von der Erbsünde.

Gemeinsam sind der Kirche des Ostens und des Westens ferner die Feste der hl. Apostel und Apostelschüler sowie der bereits genannten Kirchenväter. Außerdem feiert die römisch-katholische Kirche eine große Zahl von Märtyrern gemeinsam mit der orthodoxen Kirche des Morgenlandes. Die bekanntesten von ihnen sind: Anastasius der Perser, Apollinaris, Blasius von Sebaste, Hippolyt von Rom, Nazarius und Celsus, Christophorus, Chrysanthus und Daria, Cyprian von Karthago, Kosmas und Damian, Dionysius der Areopagit, Rustikus und Eleutherius, Eustathius (lat. Eustachius), Georg, Gervasius und Protasius, Ignatius von Antiochien, Irenäus von Lyon, Januarius und Gefährten, Justinus, Laurentius, Pantelejmon (lat. Pantaleon), Polykarp von Smyrna, der hl. Erzmärtyrer Stephanus, Sergius und Bacchus, Agatha, Agnes, Barbara, Christina, Dorothea, Euphemia, Perpetua und Felicitas, Katharina, Lucia, Thekla. Dazu kommen die Väter des Mönchtums: Antonius der Große, Benedikt, Hilarion der Große, Paulus der Einsiedler, Sabbas, Martin von Tours. Ferner werden im Osten und im Westen gemeinsam verehrt: Joachim und Anna, die hl. Ahnen des Herrn, die hl. Maria Magdalena, der hl. Nikolaus von Myra, der hl. Gregor von Neocäsarea, der hl. König Wenzeslaus, die hl. Slawenapostel Kyrillus und Methodius, der hl. Alexius »der Mann Gottes« und andere. Endlich sind eine Reihe römischer Päpste auch Heilige der orthodoxen Kirche, so Klemens, Sylvester, Leo der Große, Gregor der Große, Martinus.

Die Tatsache, daß in den jetzt getrennten Kirchen des

Ostens und des Westens eine so große Zahl von Heiligen gemeinsam verehrt wird, ist neben der schon genannten gemeinsamen apostolischen Sukzession, neben der gleichen hl. Schrift und der engen Verwandtschaft in der Spendung der hl. Sakramente ein weiteres tröstliches Zeichen dafür, daß die innere Einheit beider Kirchen trotz aller äußeren Trennung nie ganz verloren gegangen ist.

Die Gemeinsamkeit der Kirche des Ostens und des Westens wird endlich auch in der orthodoxen und katholischen Volksfrömmigkeit offenbar, die sich im Laufe der Geschichte herausgebildet hat und die in der Muttergottes- und Heiligenverehrung, der Verehrung der heiligen Bilder und Reliquien, in Fasten und Wallfahrten, in der Hochschätzung kirchlicher Weihungen und Segnungen bei beiden Kirchen in gleicher Weise zum Ausdruck kommt.

DIE GROSSE TRENNUNG. VERSUCHE ZUR WIEDERVEREINIGUNG

(Das Patriarchalsystem, die römische Primatsidee, »Filioque«, Papst Nikolaus I. und Patr. Photius, Patr. Michael Kerularius, Die Unionskonzilien von Lyon und Florenz, Unionshoffnungen)

Die größte und gefährlichste Irrlehre, der Arianismus, wurde von der Kirche des Ostens und des Westens in gemeinsamem hartem Kampfe überwunden. Die Kirche in Ostsyrien und Persien erkannte die Entscheidung des Konzils von Ephesus (431) nicht an und blieb seitdem als »nestorianische« Kirche von der Gesamtkirche getrennt. Die Verwerfung der monophysitischen Lehre durch das Konzil von Chalcedon (451) führte zur Bildung monophysitischer Eigenkirchen in Armenien, Syrien, Ägypten und Äthiopien. Politische Gründe hatten bei diesen Spaltungen eine wichtige Rolle gespielt.

Am verhängnisvollsten aber für die Gesamtkirche wurde das große Schisma, das die abendländische von der morgen-

ländischen Kirche trennt. Die Gründe, die zu dieser Trennung führten, sind verschiedenartig. Gewiß hatte der wachsende Unterschied im kultischen und religiösen Leben zu einer Entfremdung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche geführt. Solange aber die dogmatische Einheit gewahrt blieb und solange sich die römischen Päpste auf den altkirchlichen Ehrenvorrang beschränkten, war die Einheit der Kirche nicht gefährdet. Erst als die Päpste begannen, aus ihrem von der ganzen Kirche anerkannten Ehrenvorrang einen universalen Jurisdiktionsprimat zu machen, erst als die lateinische Kirche die dogmatische Einheit durchbrach, indem sie dem Glaubensbekenntnis das »*Filioque*« hinzufügte und damit den Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater *und* vom Sohne lehrte, — gegen beides setzte sich die Ostkirche als gegen Neuerungen und Häresien zur Wehr — war der Riß zwischen der Kirche des Ostens und des Westens unvermeidlich geworden. Das waren nach orthodoxer Auffassung die beiden Hauptgründe, die zur Trennung führten.

Durch das Konzil von Nicäa (325) wurde die Einrichtung kirchlicher Provinzen, die in der Regel mit den politischen Provinzen des römischen Reiches zusammenfielen und an deren Spitze Metropoliten standen, festgelegt. Das Konzil nennt im 6. Kanon folgende Metropolien: Rom, Alexandrien und Antiochien. Fünf Jahre später, im Jahre 330, wurde durch Konstantin den Großen die kaiserliche Residenz von Rom nach Konstantinopel verlegt, das jetzt Neu-Rom genannt wurde. Der Bischof der neuen Reichshauptstadt, der bisher dem Metropoliten von Heraklea in Thrakien unterstand, erfuhr dadurch eine Steigerung seines Ansehens und Einflusses. Das Konzil von Konstantinopel (381) billigte deshalb in seinem 3. Kanon dem Bischof der neuen Reichshauptstadt, weil diese »Neu-Rom« sei, den Ehrenrang unmittelbar nach dem Bischof von Rom zu, der an erster Stelle stand. Das Konzil von Chalcedon (451) erkannte in seinem 28. Kanon dem Bischof von Konstantinopel »dieselben Vorrechte« *(isa pres-*

beia) zu wie dem Bischof von Rom, »dem von den Vätern der Vorrang gegeben wurde, weil es die Kaiserstadt war«, und übertrug ihm die Weihe der Metropoliten in den Provinzen Pontus, Asien und Thrakien. Damit waren die Metropoliten von Cäsarea, Ephesus und Heraklea der Kirche der Reichshauptstadt unterstellt. Das gleiche Konzil zu Chalcedon erhöhte auch die Stellung des Bischofssitzes von Jerusalem, dem der Ehrenrang nach dem Sitz von Antiochien zugewiesen wurde, nachdem schon in einem Brief der Bischöfe einer Synode zu Konstantinopel (382) an die Bischöfe der abendländischen Kirchen Jerusalem als »Mutter und erste aller Kirchen« bezeichnet worden war. Seit dem 5./6. Jahrhundert gab man den Bischöfen dieser Hauptkirchen Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die entweder ihre Gründung auf Apostel zurückführten oder aber wie Konstantinopel sich am Sitz des Kaisers befanden, den Titel Patriarchen. Das Konzil von Konstantinopel (Trullanum, 692), das allerdings von der abendländischen Kirche nicht anerkannt wurde, wiederholte in seinem 36. Kanon die Bestimmungen des zweiten und vierten ökumenischen Konzils über die Rangordnung der fünf Patriarchate. Seit 518 wurde den Patriarchen von Konstantinopel als den Bischöfen der Reichshauptstadt der Titel »Ökumenischer Patriarch« (= Reichspatriarch) gegeben. Da der Patriarch von Konstantinopel tatsächlich der erste Patriarch des oströmischen Reiches war — das römische Reich war 395 in ein oströmisches und weströmisches Reich geteilt worden — war dieser Titel an und für sich nicht anstößig. Trotzdem rief er den scharfen Protest der römischen Päpste hervor, die ihrerseits die Bezeichnung »Patriarch« verschmäht hatten, obwohl sie in der damaligen Kirche entsprechend den Beschlüssen der ökumenischen Konzilien als Patriarchen des Abendlandes und erste Patriarchen der Gesamtkirche galten.

Der Ehrenvorrang des Bischofssitzes von Rom war, wie schon gesagt, von der Gesamtkirche allgemein anerkannt. Die

von der katholischen Theologie für den Primat Roms angeführten Zeugnisse von Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte beziehen sich nach orthodoxer Auffassung auf nichts anderes als auf diesen Ehrenvorrang der durch das Andenken und Martyrium der Apostelfürsten Petrus und Paulus geheiligten Kirche von Rom. Erst in späterer Zeit und allmählich entstand die Idee von dem universalen Jurisdiktionsprimat der römischen Bischöfe. Es war naheliegend, daß sich die Kirche des Abendlandes zur Begründung dieser Ansprüche auf die bekannte Stelle Matth. 16, 18 berief; die katholische Kirche stützt sich bei ihrer Auffassung auch auf Väterstellen und nimmt die Anfänge des Primats bereits für Petrus und die ersten Jahrhunderte in Anspruch. Die Stelle Matth. 16, 18 diente der katholischen Theologie zur Begründung nicht nur des päpstlichen Jurisdiktionsprimates, sondern auch der mit logischer Notwendigkeit daraus hervorgehenden Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Die Tatsache, daß verschiedene Päpste Irrlehren verfallen oder wenigstens der Irrlehre verdächtig waren (Liberius, Vigilius, Honorius) wird dabei entweder außer acht gelassen und verschwiegen oder aber so gedeutet, daß es sich dabei um keine Lehrverkündigung »ex cathedra« für die ganze Kirche gehandelt habe. Nach Ansicht orthodoxer Geschichtsschreiber waren es aber andere Voraussetzungen, durch die das Ansehen der römischen Kirche gestärkt und die Zuspitzung des römischen Ehrenvorranges auf einen universalen Jurisdiktionsprimat ermöglicht wurde. Solche Faktoren waren: die gewaltige Missionstätigkeit der Kirche im Abendlande, besonders unter den germanischen Völkern, die von Rom getragen war, die steigende politische Macht des Bischofs von Rom, die in der Gründung des Kirchenstaates und in der Kaiserkrönung Karls des Großen ihre ersten Höhepunkte erreichte.

Die Erhöhung der päpstlichen Autorität wurde schließlich auch durch geschickte Fälschungen nicht unwesentlich gefördert. Schon das berühmte »*Decretum Gelasianum de libris*

recipiendis et non recipiendis«, das sich zum ersten Mal für die Lehr- und Jurisdiktionsansprüche des römischen Papstes auf Matth. 16, 18 beruft, stammt keineswegs von Papst Gelasius (492—96), dessen Namen es trägt. Die Kanones 3—5 der Provinzialsynode von Sardika, die den Bischofssitz von Rom als höchste Appellationsinstanz bestimmten, wurden in Rom fälschlich als nicänische Kanones ausgegeben, um ihnen höhere Autorität zu verleihen; als solche wurden sie auch in die späteren Rechtssammlungen aufgenommen. Eine der berühmtesten Fälschungen war die um 750 entstandene sogenannte »Konstantinische Schenkung«, nach welcher Kaiser Konstantin dem Papst die Herrschaft über Rom und ganz Italien sowie über die westlichen Länder verliehen haben soll. Die Fälschung erkannte dem Papst auch den Universalprimat über alle Patriarchenstühle des Reiches zu. Die »Konstantinische Schenkung« fand Aufnahme in die etwa ein Jahrhundert später entstandene Fälschung der »Pseudo-Isidorischen Dekretalien«, die außerdem noch 94 gefälschte Papstbriefe (Dekretalien) von Klemens I. († 99) bis Gregor II. († 731) enthielt. Das Ziel dieser Fälschungen, die Steigerung des absoluten päpstlichen Primates, wurde erreicht; denn die Pseudo-Isidorische Dekretaliensammlung hat unter Berufung auf Matth. 16, 18 im Mittelalter wesentlich zur Entstehung und Stärkung der Idee des päpstlichen Universalprimats beigetragen. Die Fälschung wurde als solche erst im 15. Jahrhundert erkannt.

Die päpstlichen Ansprüche auf die Herrschaft über die gesamte Kirche wurden in jahrhundertelangem zähem Streben verfochten, immer mehr erweitert und theologisch begründet. Es war ein natürlicher Selbstschutz der Patriarchate des Ostens, wenn sie sich dagegen als gegen eine dem Geiste der Kirchenväter und der ökumenischen Konzilien widersprechenden Neuerung zur Wehr setzten.

Neben den Ansprüchen der römischen Bischöfe auf den Universalprimat war es besonders der Zusatz des Wortes

»Filioque« zum nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis (die Lehre vom Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater *und* vom Sohne), wodurch der Anlaß zu der großen Trennung gegeben wurde. Augustinus hatte als erster in seinen theologischen Spekulationen — entgegen der klaren Schriftstelle (Joh. 15, 26) und der Konzilsentscheidung von Konstantinopel (381) — behauptet, daß der Heilige Geist vom Vater *und* vom Sohne ausgehe. Die Kirche des Ostens unterscheidet dagegen scharf zwischen dem ewigen Ausgang *(ekporeuesthai)* des Heiligen Geistes aus dem Vater und seiner zeitlichen Sendung *(pempesthai)* durch den Sohn. Obwohl das zweite ökumenische Konzil zu Konstantinopel (381) und das dritte zu Ephesus (431) über jeden, der es wagen würde, dem nicäno-konstantinopolitanischen Symbol auch nur ein Wort hinzuzufügen, den Kirchenbann verhängt hatte, schrieb eine Provinzialsynode zu Toledo im Jahre 589 den Zusatz »Filioque« zum Glaubensbekenntnis für die Kirche in Spanien vor. Von Spanien aus fand das »Filioque« im Frankenreich Eingang, wo es Karl der Große im liturgischen Credo singen und auf einer Synode zu Aachen (809) verteidigen ließ. Papst Leo III. lehnte aber die Einfügung dieses Zusatzes ab und ließ in der Peterskirche zwei große silberne Tafeln anbringen, auf denen das Credo in griechischer und lateinischer Sprache ohne das »Filioque« eingegraben war. Darunter schrieb Leo: *»Haec Leo posui amore et cautela orthodoxae religionis«* (Dieses habe ich, Leo, angebracht aus Liebe und Wachsamkeit für die orthodoxe Religion). Die Franken kümmerten sich aber nicht um diese päpstliche Entscheidung, und später, wahrscheinlich unter Papst Nikolaus I., dem großen Gegner des Patriarchen Photius von Konstantinopel, wurde das »Filioque« auch in Rom eingeführt.

Jedenfalls war es Nikolaus I. von Rom, der den ersten großen Bruch mit der Kirche des Ostens herbeiführte. Er hielt die Zeit für gekommen, um die römischen Primatansprüche auch der Kirche des Ostens gegenüber geltend zu machen.

ΘΕΟΥΑΓΓΕΛΙΣΜΟΣ ΤΗΣ ΘΕΟΤΟΚΟΥ
ΜΗΤΕΡ ΘΥ
ΠΟΙΗΜΑ ΕΜΜΑΝΟΥΗΛ ΙΕΡΕΩΣ ΤΟΥΤΖΑΝΕ

Dabei handelte es sich anfangs um die Frage der Rechtmäßigkeit der Einsetzung des Photius zum Patriarchen, der im Jahre 858 an Stelle des vom Kaiser abgesetzten Patriarchen Ignatius den Stuhl von Konstantinopel bestiegen hatte. Obwohl die päpstlichen Legaten auf einer Synode zu Konstantinopel (861) ihre Zustimmung zur Absetzung des Ignatius gegeben hatten, ließ der Papst auf einer Synode zu Rom (863) den Ignatius für den rechtmäßigen Patriarchen, den Patriarchen Photius aber seiner priesterlichen Würde für verlustig erklären. Die Erbitterung, die durch diese unkanonische Einmischung des Bischofs von Rom in die Angelegenheiten der Kirche von Konstantinopel hervorgerufen wurde, stieg noch mehr, als Papst Nikolaus lateinische Bischöfe und Priester nach Bulgarien schickte, das nach dem 28. Kanon des Konzils von Chalcedon zum Jurisdiktionsbereich des Patriarchen von Konstantinopel gehörte, um das dortige Kirchenwesen nach lateinischem Muster zu organisieren. Diese römischen »Missionäre« führten in Bulgarien sogleich lateinische Bräuche ein; so wiederholten sie z. B. die von griechischen Priestern gespendete Firmung (Myronsalbung), da diese ungültig sei. Schon das Konzil von Trullos (692) hatte verschiedene römische Sonderbräuche wie den Zwangszölibat der Kleriker, das Fasten an Samstagen und andere, da sie der alten kirchlichen Praxis widersprachen, verworfen. Patriarch Photius erhob nun in Verteidigung der alten kirchlichen Überlieferung in einer an die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem gerichteten Enzyklika (866) Anklage gegen die genannten Sonderbräuche der lateinischen Kirche, vor allem aber beschuldigte er sie, daß sie das Glaubensbekenntnis durch die Einfügung des »Filioque« gefälscht habe und damit dem Dualismus verfallen sei. Die drei östlichen Patriarchen wurden zu einer Synode eingeladen, die 867 stattfand und über Nikolaus I. als »Häretiker und Verwüster des Weinbergs des Herrn« Absetzung und Bann aussprach. Das Urteil der Synode wurde den abendländischen

Kirchen mitgeteilt. Der Streit war damit aber noch nicht beendet. Eine von dem Nachfolger des Papstes Nikolaus, Hadrian II. veranstaltete Synode zu Konstantinopel (869/70), die von der lateinischen Kirche als achtes ökumenisches Konzil angesehen wird, erneuerte Bann und Absetzung über den Patriarchen Photius. Als Ignatius 878 starb, bestieg Photius von neuem den Patriarchenthron von Konstantinopel. Papst Johann VIII. sprach ihn nun vom Banne los und erkannte ihn als Patriarchen an. Eine neue Synode zu Konstantinopel (879/80), an der drei päpstliche Legaten teilnahmen, erkannte den Photius als Patriarchen von Konstantinopel, den Papst als Patriarchen des Abendlandes an, verwarf die Beschlüsse der Synode von 869/70 und verbot jeden Zusatz zum nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis, verdammte damit also auch das »Filioque«. Die Einheit war, indem sich Johann VIII. mit Photius einigte, wiederhergestellt, doch war sie nur von kurzer Dauer.

Die gegenseitige Entfremdung war schon zu weit fortgeschritten; das Ansehen des Papsttums hatte gerade im 9. Jahrhundert durch den außerordentlichen Tiefstand, in dem es sich befand, schwer gelitten. Die abendländische Kirche entfernte sich immer mehr von der altkirchlichen Tradition, behielt nicht nur ihre bisherigen, von der Kirche des Ostens abgelehnten Sonderbräuche bei, sondern führte auch noch neue ein, so seit dem 9. Jahrhundert die Verwendung von ungesäuertem Brot (*azyma*) bei der Eucharistie. Das »Filioque« wurde ebenfalls beibehalten, ja Papst Benedikt VIII. (1012—24) führte, wahrscheinlich auf Bitten Kaiser Heinrichs II., den Gesang des Credo mit dem Zusatz »Filioque« bei der Messe ein. So ist es erklärlich, daß der alte Streit von neuem auflebte.

Auf Veranlassung des Patriarchen Michael Kerularius von Konstantinopel (1043—58) sandte der Metropolit Leo von Ochrid an den Bischof Johann von Trani im byzantinischen Apulien ein Schreiben, das an alle Bischöfe der Franken und

an den Papst selbst gerichtet war. In diesem Sendschreiben wurden die alten Anklagen des Photius gegen die lateinische Kirche erneuert, und neue, so insbesondere gegen den Gebrauch des ungesäuerten Brotes bei der Liturgie, erhoben. Papst Leo IX. (1049—54) ließ die Vorwürfe der Griechen durch den Kardinal Humbert zurückweisen, der aber nicht nur die Besonderheiten der lateinischen Kirche verteidigte, sondern auch eine Reihe von Anklagen gegen die griechische Kirche erhob. So behauptete Humbert unter Verdrehung der Tatsachen, die Griechen hätten das »Filioque« aus dem nicänokonstantinopolitanischen Symbol ausgemerzt und seien damit der Häresie des Macedonius verfallen; die seit apostolischen Zeiten bestehende Priesterehe bezeichnete er als »Nikolaitische Häresie« (vgl. Offenb. 2, 6 und 2, 15). Endlich schickte Papst Leo IX. die Kardinäle Humbert und Friedrich von Lothringen sowie den Erzbischof Petrus von Amalfi als Legaten nach Konstantinopel. Diese legten am 16. Juli 1054 während der Feier der hl. Liturgie eine äußerst scharfe Bannbulle, in welcher der Patriarch Michael Kerularius zahlreicher Häresien beschuldigt und zusammen mit seinen Gesinnungsgenossen mit dem Anathem belegt wurde, auf dem Altar der Sophienkirche nieder. Michael Kerularius und die übrigen östlichen Patriarchen sprachen daraufhin auf einer Synode zu Konstantinopel das Anathem über die Lateiner aus. Die Trennung der Kirche des Ostens und des Westens war vollzogen und konnte trotz verschiedener Versuche und Unionskonzile seitdem nicht mehr behoben werden, ja sie erfuhr noch eine bedeutende Verschärfung durch die Kreuzzüge, besonders durch den von Innozenz III. (1198—1216) organisierten vierten »Kreuzzug«. Konstantinopel wurde von den Kreuzfahrern erobert und grauenhaft geplündert; dabei wurden auch byzantinische Heiligtümer in frevelhaftester Weise geschändet. Nach der Errichtung eines lateinischen Kaisertums und Patriarchats in Konstantinopel (1204) erfolgte die Vertreibung der orthodoxen Geistlichkeit und die gewalt-

same Latinisierung der griechischen Kirche. Der Haß der Griechen gegen alles Lateinertum war die natürliche Folge. Man kann nicht verstehen, daß Papst Innozenz III. gehofft hatte, durch diesen Kreuzzug eine Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens und des Westens erreichen zu können.

Versuche zur Wiedervereinigung der Kirchen wurden mehrfach gemacht, aber da sie nicht von den Kirchen selbst ausgingen und auch im Kirchenvolk keinen Widerhall fanden, darf man ihnen keine allzu große Bedeutung beimessen. Es waren vielmehr politische Gründe, die sowohl zu dem Unionskonzil von Lyon (1274) wie auch zu dem von Ferrara-Florenz (1438/39) führten. Auf jenem bot Kaiser Michael VIII. Paläologus (1261—82), der Konstantinopel zurückerobert und das lateinische Kaisertum gestürzt hatte (1261), die kirchliche Wiedervereinigung an, um seine Herrschaft gegenüber dem Westen zu sichern. Im zweiten Falle sah sich Kaiser Johann VIII. Paläologus (1425—48) durch die drohende Türkengefahr gezwungen, nach Ferrara-Florenz zu gehen und die kirchliche Union mit der lateinischen Kirche abzuschließen. Gewiß hatten die dem Kaiser gefügigen griechischen Bischöfe im wesentlichen alle dogmatischen und rituellen Forderungen der Lateiner angenommen; nur einer, der charakterfeste Erzbischof Markus Eugenikus von Ephesus blieb standhaft und verweigerte die Unterzeichnung der Konzilsakten von Florenz. Er war die Seele des Widerstandes gegen die abgeschlossene Union, von der auch Klerus und Volk in der Heimat nichts wissen wollten; die meisten Unterhändler bereuten und widerriefen nach ihrer Rückkehr ihre Unterschrift und die Zustimmung zu dem Unionskonzil von Florenz. Die serbische orthodoxe Kirche hatte an den beiden Unionskonzilien überhaupt nicht teilgenommen. Die östlichen Patriarchen verwarfen auf einer Synode zu Konstantinopel (1451) das Konzil von Florenz und beschuldigten die römische Kirche der Abweichung von Lehre und Kult der allgemeinen Christenheit. Die Eroberung von Konstantinopel am

29. Mai 1453 durch die Türken und der Untergang des byzantinischen Reiches machte den Unionsbestrebungen vollends ein Ende. Rom ging nun daran, kleinere Teile von der orthodoxen Kirche abzusplittern und — in der Hauptsache durch politische Einflüsse — zu »unieren«. In der neueren Zeit ist zwar das Verhältnis der beiden Kirchen zueinander durch einen versöhnlicheren Ton und eine größere Verständnisbereitschaft gekennzeichnet, die Unionsvorschläge der letzten Päpste (Pius IX., Leo XIII., Pius XI.) wurden jedoch von der orthodoxen Kirche des Ostens einmütig abgelehnt, weil die orthodoxe Kirche auf dem Standpunkt steht, daß sie von der altchristlichen Wahrheit, die von ihr unverfälscht und ungetrübt bewahrt wurde, nicht abgehen kann.

GESCHICHTE DER ORTHODOXEN LANDESKIRCHEN

(Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Cypern, Sinai, Georgien, die Slawenapostel, bulgarische, serbische, russische, griechische, rumänische Kirche und kleinere Nachkriegskirchen)

Die orthodoxe Kirche des Morgenlandes betrachtet als ihr alleiniges Haupt Christus selbst (vgl. 1. Kor. 3, 11; Eph. 2, 20). Auf Erden setzt sich aber die Kirche aus verschiedenen Patriarchaten und Landeskirchen zusammen, die zwar alle den gleichen Glauben, die gleichen Sakramente und das gleiche Kirchenrecht haben, verwaltungsmäßig aber vollkommen selbständig (autokephal) sind. Die Autokephalie der einzelnen Kirchen beruht auf apostolischer Überlieferung (Apostolischer Kanon 34).

An der Spitze der autokephalen orthodoxen Kirchen stehen nach der Abtrennung des Patriarchats von Rom heute noch die vier alten Patriarchate des Ostens: Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Von dem alten Glanz

und der einstigen Größe dieser Patriarchate sind infolge der Eroberung dieser Gebiete durch den Islam nur noch kümmerliche Reste übriggeblieben.

Das Patriarchat von Konstantinopel umfaßte einst die Provinzen Kleinasien, Pontus und Thrakien (Balkan); im 10. Jahrhundert unterstanden ihm 624 Bischofssitze. Nach dem Untergang des oströmischen Reiches, als die früheren Provinzen Kleinasien und Pontus türkisch geworden waren, und nach der Loslösung der Kirchen von Serbien, Bulgarien und Griechenland aus dem Abhängigkeitsverhältnis von Konstantinopel war dem ökumenischen Patriarchat nur noch ein kleiner Jurisdiktionsbezirk geblieben.

Das Patriarchat von Alexandrien, zu dem Ägypten, Libyen und Pentapolis gehörten, und das schon im 4. Jahrhundert etwa 100 Bischofssitze umfaßte, schmolz durch den Abfall Ägyptens zum Monophysitismus und durch die arabische Eroberung (638) auf einen Bruchteil seiner früheren Größe zusammen. Die Bischöfe von Alexandrien führen seit alter Zeit den Titel »Papst und Patriarch«.

Die Geschichte des Patriarchates von Antiochien und »des ganzen Orients«, zu dem im 4. Jahrhundert etwa 220 Bischofssitze gehörten, ist durch eine Reihe schwerer Erschütterungen gekennzeichnet. Im Jahre 541 wurde Antiochien von den Persern erobert, 634 fiel es in die Hände der Araber, wurde 969 von Byzanz zurückerobert, 1098 von den Franken besetzt, die bis 1268 dort herrschten, und kam 1269 endgültig unter die Gewalt der Araber. Während der fränkischen Besetzung nahmen lateinische von Rom eingesetzte Patriarchen den Thron von Antiochien ein.

Ähnliche Schicksale hatte der Bischofssitz von Jerusalem. Bei der Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahre 70 ging auch die dortige Urgemeinde zugrunde; erst nach ihrem Wiederaufbau wurde die Stadt (136) wieder Sitz eines Bischofs. Durch das Konzil von Chalcedon wurde Jerusalem zum Patriarchat erhoben, dem ganz Palästina mit 60 Bischofs-

sitzen unterstand. Im Jahre 614 wurde Jerusalem von den Persern erobert, 637 von den Arabern besetzt. Während der Dauer des lateinischen Königreichs Jerusalem (1099—1187) waren auch in Jerusalem lateinische von Rom eingesetzte Patriarchen. Später blieb Jerusalem in der Hand der Mohammedaner.

Neben den vier großen Patriarchaten sind hier besonders hervorzuheben: die altehrwürdige Kirche von Cypern, das Erzbistum vom Sinai und die Georgische Kirche.

Die Kirche von Cypern ist eine Gründung der Apostel Paulus und Barnabas, die dort im Jahre 45 das Evangelium verkündeten. Das Konzil von Ephesus (431) bestätigte die seit ältester Zeit bestehende Unabhängigkeit (Autokephalie) der cyprischen Kirche, die sich bis heute erhalten hat.

Das berühmte Kloster der hl. Katharina auf dem Berge Sinai war 527 von Kaiser Justinian gegründet worden; das seit alter Zeit mit diesem Kloster verbundene Erzbistum wurde 1575 von einer Synode zu Konstantinopel und 1782 von den östlichen Patriarchen als autokephal anerkannt.

Zu den altehrwürdigen Kirchen des Ostens gehört endlich die orthodoxe Kirche von Georgien (Grusien). Sie selbst führt ihren Ursprung auf den Apostel Andreas zurück. Geschichtlich verbürgt ist, daß eine christliche Kriegsgefangene, die hl. Nina, um 325 den König des Landes für den christlichen Glauben gewann, der dann von Kaiser Konstantin die Sendung von Glaubensboten erwirkte. Die junge georgische Kirche war zuerst von Antiochien abhängig. Im Jahre 455 erhielt ihr Oberhaupt, der seinen Sitz in der neuerbauten Stadt Tiflis nahm, den Titel eines »Katholikos der Iberischen Kirche«. Durch das Trullanum (692) wurde die georgische Kirche von Antiochien unabhängig, dem georgischen Katholikos, dessen Sitz schon im 6. Jahrhundert nach Mzcheta bei Tiflis verlegt worden war, die Rechte eines Patriarchen verliehen und ihm die Länder vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer unterstellt. Schon im 6. Jahrhundert war an Stelle

des Griechischen das Georgische als liturgische Sprache getreten. Durch die Einfälle der Perser und Araber (Ende des 5. bis Ende des 10. Jahrhunderts) hatte die georgische Kirche schwer zu leiden. Nach einer kurzen Blütezeit im 12. Jahrhundert wurde dann Georgien im 13. und 14. Jahrhundert durch die Mongoleneinfälle, besonders unter Timur (Tamerlan), furchtbar verwüstet; 1615 fiel es an die Perser. Nach der Angliederung Georgiens an das russische Reich (1801) wurde ein russischer Exarch mit der Leitung der georgischen Kirche betraut. Im Jahre 1918 wurde das georgische Katholikat wiederhergestellt.

In der gleichen Zeit, in welcher der heftige, insbesondere auch um Bulgarien ausgebrochene Streit zwischen Papst Nikolaus I. und dem Patriarchen Photius tobte und die Türken immer mehr den Bestand des oströmischen Reiches bedrohten, begann die Tätigkeit der hl. Slawenapostel Kyrillus und Methodius. Sie waren Brüder und stammten aus Saloniki. Kyrillus hieß, bevor er Mönch wurde, Konstantin und erhielt wegen seiner hohen Bildung den Beinamen »der Philosoph«. Patriarch Photius, der größte Gelehrte jener Zeit, soll sein Lehrer gewesen sein; sicher ist, daß Konstantin mit Photius eng befreundet war. Die beiden Brüder wirkten zuerst um 860 bei den heidnischen Chazaren auf der Krim und am unteren Don, wurden aber auf Bitten des Fürsten Rostislaw, der sein Reich vom fränkischen Joch befreit hatte und anstelle des bisherigen deutschen Kirchentums ein national-slawisches einführen wollte, im Jahre 863 von Kaiser Michael III. (842—67) nach Mähren geschickt. Konstantin-Kyrill erfand ein slawisches Alphabet, begann zusammen mit seinem Bruder Methodius die Heilige Schrift und die wichtigsten liturgischen Bücher in die slawische Sprache zu übersetzen und wurde so zum Begründer der altslawischen (altbulgarischen) Kirchensprache und Literatur. Von Papst Nikolaus I. wurden die beiden Slawenapostel nach Rom gerufen, aber bei ihrer Ankunft in Rom war Nikolaus schon gestorben und

Hadrian II. (867—72) hatte den Stuhl Petri bestiegen. Kyrillus hatte die Gebeine des hl. Klemens, die er in Cherson gefunden hatte, nach Rom mitgebracht. Hadrian II., der die slawischen Völker dem römischen Stuhl erhalten wollte, gestattete wohlwollend die Feier der Liturgie in slawischer Sprache. Konstantin starb 869 als Mönch Kyrillus in einem römischen Kloster, Methodius wurde vom Papst zum Erzbischof der mährisch-pannonischen Kirche geweiht und schlug nach seiner Rückkehr seinen Sitz in Welehrad auf. Von den bayerischen Bischöfen (Salzburg, Regensburg, Passau) wurde Methodius auf das heftigste bekämpft und schließlich auf einer Synode (870) unter dem Vorsitz Ludwigs des Deutschen als Eindringling, Irrlehrer und Fälscher der Liturgie abgesetzt und zu Klosterhaft verurteilt. Papst Johann VIII., Hadrians Nachfolger, erwirkte zwar seine Befreiung und Rückberufung, verbot aber die Feier der Liturgie in slawischer Sprache. Als Methodius diesem Befehle nicht Folge leistete, berief ihn der Papst 879 mit strengen Worten nach Rom. Methodius konnte sich glänzend rechtfertigen und wurde vom Papste in seinem erzbischöflichen Amte bestätigt. Der Gebrauch der slawischen Liturgie wurde von neuem gestattet, nur sollte das Evangelium zuerst lateinisch, dann slawisch gelesen werden. Methodius starb 885. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen Schüler Gorazd bestimmt, der aber schon bald nach seinem Amtsantritt zusammen mit den übrigen Schülern des Methodius aus Mähren vertrieben wurde. Papst Stephan V. (885—91) verbot dann wieder die slawische Liturgie.

Das im großmährischen Reich begonnene Werk der Slawenapostel war nicht von Bestand. Mähren war die äußerste Grenze im Westen, bis zu der Glaubensboten aus Byzanz vorgedrungen waren, es konnte aber nicht gehalten werden, sondern kam wieder unter die Einflußsphäre des Abendlandes und wurde in der Folgezeit latinisiert. Die Schüler der Slawenapostel — Kliment, Naum, Sava, Gorazd,

Angelarij und andere — wandten sich nach ihrer Vertreibung aus Mähren nach dem Balkan und entfalteten bei den Bulgaren und Serben eine segensreiche Tätigkeit.

Im Jahre 865, also wenige Jahre vor der Ankunft der Slawenmissionäre aus Mähren und Pannonien, hatte sich der Bulgarenzar Boris I. (852—89) von einem griechischen Bischof taufen lassen, wobei der byzantinische Kaiser Michael die Patenschaft übernommen hatte. Das bulgarische Volk folgte dem Beispiel und Befehl des Zaren und ließ sich ebenfalls taufen. Der Wunsch des Boris, eine nationale bulgarische Kirche mit einem unabhängigen Metropoliten oder Erzbischof an der Spitze einzurichten, wurde von dem Patriarchen Photius nicht erfüllt. Er wandte sich deshalb 866 an den Papst Nikolaus I., der 863 den Bann über Photius ausgesprochen hatte, und hoffte, dieser würde seine Bitte erfüllen. Der Papst schickte zwar zwei Bischöfe als Legaten nach Bulgarien, aber seinen Wunsch, die bulgarische Kirche zu einem selbständigen Erzbistum zu erheben, erfüllte er nicht. Auch Papst Hadrian II. blieb ablehnend, ja die griechischen Priester wurden alsbald aus dem Lande vertrieben und das junge bulgarische Kirchentum latinisiert. Endlich sah Boris ein, daß sein Wunsch doch leichter von dem Patriarchen von Konstantinopel als von dem römischen Papst erfüllt würde, und wandte sich wieder nach Konstantinopel. Zweifellos war der Zar bei seinem Entschluß durch den Rundbrief des Patriarchen Photius, der auch ihm überbracht wurde und in dem Nikolaus I. der Häresie angeklagt war, sowie durch die Entscheidung der Synode von Konstantinopel 867, die über Nikolaus Bann und Absetzung verhängt hatte, beeinflußt worden. Jedenfalls weihte Patriarch Ignatius im Jahre 870 einen Erzbischof für Bulgarien, das nach der Entscheidung der Synode zu Konstantinopel vom Jahre 869 dem Patriarchat von Konstantinopel unterstellt blieb. Die lateinische Geistlichkeit mußte Bulgarien verlassen, Versuche des Papstes Johann VIII., Bulgarien in den Schoß der römischen Kirche

zurückzuführen, blieben erfolglos. Die Bemühungen Roms, in den Jurisdiktionsbereich der Patriarchen von Konstantinopel einzudringen, waren damit endgültig gescheitert. Die nach dem Tode des hl. Methodius (885) aus Mähren vertriebenen slawischen Glaubensboten haben das Hauptverdienst an der Einrichtung eines nationalen bulgarischen Kirchenwesens mit altbulgarischer Kirchensprache, das endlich durch die Errichtung eines bulgarischen Patriarchates mit dem Sitz in Preslav 919 unter dem Zaren Simeon, der den ganzen Balkan beherrschte, seine Krönung fand. Im Jahre 927 wurde das bulgarische Patriarchat, das 995 bereits 23 Bischofssitze umfaßte, von dem Patriarchen von Konstantinopel anerkannt. Das kriegerische Vorgehen der byzantinischen Kaiser Johannes Tzimiskes (969—76) und Basilius II. (976—1025), des »Bulgarentöters«, gegen Bulgarien veranlaßte mehrmals eine Verlegung des Patriarchensitzes, zuletzt nach Ochrid. Als nach vierzigjährigem Kampfe das Bulgarenreich niedergerungen war (1018), wurde auch das bulgarische Patriarchat in Ochrid, das damals noch 17 Bistümer zählte, aufgehoben und der Sitz in der Folgezeit von griechischen Erzbischöfen eingenommen.

Der Aufstand der beiden Brüder Peter und Asen in Tirnowo führte endlich zur Errichtung des zweiten bulgarischen Reiches (1186) und zur Wiederherstellung der kirchlichen Unabhängigkeit Bulgariens. Mittelpunkt der erneuerten bulgarischen Kirche wurde das Erzbistum von Tirnowo. Um den Bestand des jungen bulgarischen Reiches zu sichern, nahm Zar Kalojan zu der Zeit, als der sogenannte vierte Kreuzzug gegen Konstantinopel vorbereitet wurde, Verbindung mit Papst Innozenz III. (1198—1216) auf und schloß mit ihm eine kirchliche Union ab. Er wurde daraufhin 1204 von einem päpstlichen Legaten zum König gekrönt, dem Erzbischof von Tirnowo wurde das Pallium und der Titel eines Primas von Bulgarien verliehen. Diese aus politischen Gründen abgeschlossene Union war allerdings nicht von langer

Dauer; politische Gründe waren es auch, die ihre Auflösung herbeiführten. Der Nachfolger Kalojans, Zar Iwan Asen II., unter dem das bulgarische Reich seine größte Ausdehnung erreichte, versprach dem byzantinischen Kaiser Johannes Dukas Vatatzes (1222—54), ihm bei der Befreiung des byzantinischen Reiches zu helfen, wofür sich dieser bei den östlichen Patriarchen für die Anerkennung der Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche einsetzte. Eine Synode zu Lampsakos im Jahre 1235 verlieh dem Erzbischof von Tirnowo als dem Oberhaupte der bulgarischen Kirche die Patriarchenwürde. Der Versuch des Papstes Gregor IX., den ungarischen König Bela IV. zu einem Kreuzzug gegen Bulgarien zu veranlassen, mißlang; ebenso erfolglos waren die Bemühungen der Päpste Innozenz IV. und Nikolaus IV. um eine erneute Union mit der bulgarischen Kirche. Als 1393 Bulgarien von den Türken erobert wurde, hörte auch das Patriarchat von Tirnowo auf zu bestehen. Die Stadt war in der Folgezeit lediglich Residenz eines dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellten Metropoliten. Das autokephale Erzbistum von Ochrid blieb zwar erhalten, es war aber in der Regel von Griechen besetzt, bis es 1767 aufgehoben wurde. Die fortschreitende Hellenisierung der bulgarischen Kirche fand erst ein Ende, als der türkische Sultan 1870 die Errichtung eines bulgarischen Exarchats mit dem Sitze in Konstantinopel erlaubte. Der Patriarch von Konstantinopel erkannte jedoch diese Lösung nicht an und eine Synode im Jahre 1872 erklärte die bulgarische Kirche als schismatisch. Erst 1944 kam es zu einer Einigung mit dem Ökumenischen Patriarchat und damit zur Beendigung des Schismas.

Die bedeutendsten der in der bulgarischen Kirche verehrten Heiligen sind: der Zar Boris, der hl. Johann von Rila († 946), der Patron Bulgariens, dessen Einsiedelei später den Grund zur Errichtung des berühmten Rila-Klosters gab, der Zar Peter († 969), der Gründer zahlreicher Klöster, der hl. Hilarion, Bischof von Meglen († um 1160), der Mönch

Theodosij von Tirnowo († 1362) und sein Schüler, der hl. Jeftimij, der zuerst Mönch in der großen Laura des hl. Athanasius auf dem Berg Athos war und später Patriarch von Bulgarien wurde — der letzte Patriarch, der in Tirnowo residierte und 1404 in der Verbannung starb; ferner eine Reihe von Märtyrern, die während der Türkenherrschaft für ihren christlichen Glauben ihr Leben opferten. Mehrere Heilige werden sowohl in der bulgarischen wie auch in der serbischen Kirche verehrt.

Ungefähr gleichzeitig mit den Bulgaren, ja teilweise noch früher, nahmen auch die Serben den christlichen Glauben an. Von großer Bedeutung für die Gewinnung der Serben war die von den Slawenaposteln und ihren Schülern eingeführte slawische Liturgie. Schon die Methodius-Schüler Kliment und Naum hatten im Jahre 890 bzw. 905 Klöster in und bei Ochrid gegründet. Von dem autokephalen Erzbistum Ochrid war auch das erste serbische Bistum in Ras abhängig. Ein selbständiger serbischer Staat entstand erst 1183, als es dem Fürsten Stephan Nemanja (1151—95) gelang, sein Land zu vergrößern und von der byzantinischen Oberhoheit zu lösen. Stephan wurde 1196 Mönch auf dem hl. Berg Athos und erhielt den Namen Simeon. Zusammen mit seinem zweiten Sohn Sava, der ebenfalls Mönch wurde, gründete er das Athos-Kloster Chilandar. Der hl. Sava wurde 1219 von dem Patriarchen Manuel in Nicäa — Konstantinopel war von den Lateinern besetzt — zum Erzbischof von Serbien geweiht und krönte 1222 seinen älteren Bruder Stephan, der später den Beinamen »der Erstgekrönte« erhielt, im Kloster Žiča zum König. Dann begann der hl. Sava durch die Errichtung von 12 Bistümern und die Gründung von Klöstern der serbischen Nationalkirche eine feste Organisation zu geben. Er starb 1235 in Tirnowo auf der Rückreise vom Heiligen Land; seine Gebeine wurden in das Kloster Mileševo überführt, im Jahre 1595 aber von den Türken in Belgrad verbrannt. Als Gründer und Organisator der serbischen Kirche und Patron

des serbischen Volkes genießt der hl. Sava eine hohe Verehrung. Der von ihm gewählte Erzbischofssitz im Kloster Žiča bei Kraljewo, wo auch die Krönungskirche der serbischen Könige war, wurde schon von seinem Nachfolger nach Peć in Ostmontenegro verlegt.

Unter Stephan Dušan (1331—55) erreichte das serbische Reich seine größte Ausdehnung und höchste Macht; es umfaßte außer dem Stammlande auch Mazedonien, Albanien, Bulgarien, Thessalien und Nordgriechenland. Auf dem Reichstag zu Skoplje (Ostern 1346) wurde das serbische Erzbistum zum Patriarchat erhoben und Stephan Dušan zum Kaiser gekrönt; 1375 erfolgte die Anerkennung des serbischen Patriarchats durch den ökumenischen Patriarchen. Nach dem Tode des Zaren Stephan Dušan zerfiel das serbische Reich in eine Reihe von Teilfürstentümern, und im Jahre 1371 erlosch das Herrscherhaus der Nemanjiden, dem die serbische Kirche und Nation ihre Größe zu verdanken hatte. Durch die Schlacht auf dem Amselfelde bei Priština (15. Juni 1389) wurde der serbische Staat vernichtet und in eine türkische Provinz verwandelt; von jetzt an waren die serbischen Fürsten türkische Vasallen. Der Zar Lazar war nach der Schlacht im Zelte des Siegers Murad enthauptet worden; er wird als Märtyrer verehrt. Als mit dem Fall von Smederewo (1459) das serbische Staatswesen untergegangen war, wurde das serbische Patriarchat von Peć aufgehoben und die serbische Kirche dem autokephalen Erzbistum von Ochrid unterstellt. Ein türkischer Großvesir serbischer Abstammung bewirkte zwar im Jahre 1557 die Wiederherstellung des serbischen Patriarchates, aber das drückende Joch, das auf dem serbischen Volke lastete, wurde im Laufe der Zeit immer schwerer. Nur eine geringe Zahl Serben hatte dem Druck der Besatzungsmacht nachgegeben und den Islam angenommen; der weitaus überwiegende Teil des Volkes blieb dem christlichen Glauben und seinem Volkstum treu. Es ist das einzigartige Verdienst der serbischen Kirche, insbesondere der serbischen Klöster,

während der rund 400 Jahre türkischer Fremdherrschaft den christlichen Glauben und das serbische Nationalbewußtsein erhalten zu haben. Auch gegenüber den Hellenisierungsbestrebungen zeigte die serbische Kirche mehr Widerstandskraft als die bulgarische. Zahlreiche Serben wanderten aus und gründeten Kolonien in Slawonien und Südungarn, so bei den großen Auswanderungen im Jahre 1690/91 unter dem Patriarchen Arsenije III. Crnojević und im Jahre 1737 unter dem Patriarchen Arsenije IV. Šakabenda.

1716 wurde Karlowitz in Syrmien Sitz der autokephalen serbischen Metropoliten; das Patriarchat von Peć, das in der letzten Zeit von Griechen besetzt war, wurde durch einen Ferman des Sultans vom Jahre 1766 aufgehoben. Dafür wurde 1848 die Metropole Karlowitz zum Patriarchat erhoben. Die Freiheitskämpfe der Karagjorgjević und Obrenović am Anfang des 19. Jahrhunderts brachten auch die Erneuerung der kirchlichen Unabhängigkeit: 1831 wurde zum ersten Mal wieder ein Serbe Metropolit von Belgrad, 1832 wurde der serbischen Kirche von dem Patriarchen von Konstantinopel, mit dem sie nur noch in loser Verbindung blieb, die Autonomie, und nachdem Serbien im Jahre 1878 die volle Unabhängigkeit von der Türkei erlangt hatte, 1879 die volle Selbständigkeit (Autokephalie) zugestanden. Als sich nach dem ersten Weltkrieg die südslawischen Stämme zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen vereinigt hatten, wurden 1920 auch sämtliche orthodoxen Metropoliten und Bistümer des Königreichs in der serbischen autokephalen Kirche zusammengefaßt. Der an der Spitze der Kirche stehende Patriarch führt den Titel »Erzbischof von Peć, Metropolit von Belgrad-Karlowitz und Patriarch von Serbien«.

Zu den in der serbischen Kirche verehrten Heiligen zählen außer den bereits genannten vor allem zahlreiche Könige der Nemanjiden-Dynastie, so der Vater des hl. Sava Stephan-Simeon Nemanja, Stephan der Erstgekrönte (1195—1227) und sein Sohn Vladislav (1234—40), die Königin Helena,

Witwe des Königs Uroš I., und ihre beiden Söhne Dragutin (1272—81) und Milutin (1281—1321), König Stephan Uroš III., der Gründer des Klosters Visoki Dečani, Kaiser Uroš (1355—65), der Sohn des Kaisers Dušan, und spätere serbische Fürsten. Unter den Nachfolgern des hl. Sava sind besonders zu nennen die hl. Erzbischöfe Arsenije († 1263), Sava II. († 1271), Jevstatije († 1286), Nikodim I. († 1324), Danilo II. († 1337) und viele andere. Alle diese Namen sind im Westen wenig oder gar nicht bekannt; sie sind aber Zeugen einer großen und ruhmreichen Geschichte, auf die das serbische Volk und die serbische Kirche mit Stolz zurückschauen kann.

Fast gleichzeitig mit der Bekehrung der Balkanslawen fand das Christentum auch in Rußland Eingang. Den ersten Bischof und die ersten Missionäre hatte der Patriarch Photius von Konstantinopel dorthin geschickt und schon 945 bestand in Kiew eine christliche Kirche und Gemeinde. Bekehrungsversuche lateinischer Missionäre zur Zeit Kaiser Ottos I. (936—73) blieben erfolglos. Im Jahre 955 ließ sich die Großfürstin Olga unter dem Namen Helena in Konstantinopel taufen. Ihr Enkel, der Großfürst Wladimir von Kiew, rief Glaubensboten aus Konstantinopel ins Land, empfing selbst mit einer großen Menge Volkes 987 die Taufe und vermählte sich 989 mit Anna, der Schwester des byzantinischen Kaisers Basilius II. Damit war das erste feste Band zwischen Rußland und Byzanz geknüpft. Politischer und kirchlicher Mittelpunkt des Landes war Kiew; seine Metropoliten, die bis in das 13. Jahrhundert fast ausschließlich Griechen waren, wurden von dem Patriarchen von Konstantinopel ernannt und geweiht. Von größter Bedeutung wurde das 1051 von den Athosmönchen Antonius und Theodosius gegründete Höhlenkloster zu Kiew, die »Kiewo-Petscherskaja Lawra«, das als Mutterkloster eine wahre Pflanzstätte russischer Heiliger wurde. Infolge der Mongoleneinfälle im 13. Jahrhundert und der 250 jährigen Herrschaft der heidnischen, später mohammedanischen Tataren (1224—1480) verschob sich der poli-

tische und kirchliche Schwerpunkt von Kiew, das 1240 erobert und verwüstet worden war, nach Moskau, das auch 1328 Sitz der russischen Metropoliten wurde. Seit 1448 ist die Russische Kirche autokephal; das Recht, ihren Metropoliten selbst zu wählen und zu weihen, wurde von dem Patriarchen Gennadius von Konstantinopel anerkannt.

Nach dem Fall von Konstantinopel und dem Untergang des byzantinischen Reiches (1453) nahm der Großfürst von Moskau Iwan III. 1472 die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin XI. Paläologos, der bei der Einnahme von Konstantinopel gefallen war, zur Gemahlin. Seitdem erscheint der byzantinische Doppeladler im Wappen Rußlands. Moskau hatte als das »dritte Rom« das Erbe von Byzanz angetreten: es war zum religiösen Mittelpunkt des orthodoxen Ostens geworden. Nachdem die russische Kirche auf der Hundertkapitel-Synode *(Stoglav)* 1551 ihre innere Organisation gefestigt hatte, konnte auch die Frage ihrer Stellung nach außen gelöst werden: der Moskauer Metropolitansitz wurde unter Zustimmung der östlichen Patriarchen 1589 zum Patriarchat erhoben. Ungeachtet des höheren Alters des bulgarischen und serbischen Patriarchats wurde dem russischen in der Reihenfolge der Patriarchate die fünfte Stelle (hinter den vier alten Patriarchaten) verliehen.

Der Versuch des Papstes Gregor XIII. zur Zeit des russisch-polnischen Krieges (1579/82), die russische Kirche für die Union mit Rom zu gewinnen, mißlang. Doch wurde ein großer Teil der Bevölkerung der westrussischen Provinzen (Galizien, Polessien, Wolhynien), die sich damals unter polnisch-litauischer Herrschaft befanden, durch die Union zu Brest-Litowsk von 1595/96 mit der Römisch-katholischen Kirche vereinigt. Das Hauptverdienst am Zustandekommen dieser Union hatten die Jesuiten. Die »Unierten« durften zwar ihren Ritus und die Priesterehe beibehalten, mußten aber die römisch-katholischen Dogmen annehmen. Allerdings wurde auch der Ritus dieser »Griechisch-katholischen« Unier-

ten im Laufe der Zeit immer mehr von römisch-lateinischen Einflüssen durchsetzt, und auch die Priesterehe wird in der heutigen Praxis kaum mehr gestattet. Nachdem Polessien und Wolhynien von der polnischen Herrschaft befreit und mit Rußland vereinigt waren (1793/95), konnte auch der größte Teil der »Unierten« zur orthodoxen Kirche zurückgeführt werden. So kehrten auf einer Synode zu Polozk 1839 die unierten Bischöfe von Weißrußland, Litauen und Brest mit über 1300 Priestern zur orthodoxen Kirche zurück; 1875 schloß sich auch die unierte Diözese von Cholm, aber ebenso wie bei der rund 250 Jahre vorher erfolgten »Union« nicht immer ohne gewaltsame Maßnahmen, der orthodoxen Kirche wieder an. In Galizien, das 1772 an Österreich gefallen war, bestand die Unierte Griechisch-katholische Kirche bis in die neueste Zeit.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts suchte die Russische Kirche eine schwere innere Krise heim, die infolge der von dem Patriarchen Nikon (1652/58) durchgeführten Reformen entstanden war. Die in den meisten Geschichtsbüchern vertretene Ansicht, daß es sich dabei nur um eine von dem Patriarchen Nikon vorgenommene textliche Verbesserung der liturgischen Bücher und die Bereinigung kirchlicher Bräuche, also um verhältnismäßig unwesentliche und geringfügige Änderungen gehandelt habe, ist irrig. Die liturgischen Bücher waren schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also schon lange vor dem Patriarchen Nikon, verbessert worden, ohne daß damit Anstoß erregt worden wäre. Die Reformen des Patriarchen Nikon, der auch die Bestimmungen der Hundertkapitel-Synode, des »Stoglav«, aufhob, führten zur Lostrennung der sogenannten »Altgläubigen«, die mit diesen Reformen nicht einverstanden waren. Die eigentliche Ursache des Schismas waren nicht diese unwesentlichen Änderungen, sondern die griechenfreundliche Einstellung des Patriarchen Nikon, der das alte national-russische Brauchtum geringschätzte. Das Schisma war der russisch-nationale Protest

gegen die antirussische Einstellung Nikons. Die »Altgläubigen« verteidigten nicht den falschen Buchstaben, sondern den national-kirchlichen Standpunkt und die alte russische nationale Tradition. Sie gelten in der russischen Kirche als Schismatiker (»Raskolniki«), bald spalteten sie sich selbst wieder in verschiedene Gruppen und Richtungen, von denen die einen das Priestertum beibehielten, während die mehr fanatisch gesinnten Gruppen der Ansicht sind, das Priesteramt sei infolge des »Abfalles« der orthodoxen Staatskirche bis zur Wiederkunft des Herrn aufgehoben. Außer diesen, einige Millionen zählenden »Altgläubigen« entstanden im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts in Rußland noch zahlreiche kleinere, zum Teil schwärmerische, zum Teil dem Protestantismus ähnliche Sekten.

Hatte noch Patriarch Nikon die Unabhängigkeit der Kirche gegenüber dem Staat verteidigt, so wurde die Kirche unter dem Zaren Peter I., dem Großen (1689—1725), zu einem Instrument des Staates erniedrigt. Dieser Zar stand vollkommen unter westlich-europäischen Einflüssen und hatte für die wahren Aufgaben der Kirche kein Verständnis. Weil seinen absolutistischen Bestrebungen das Patriarchat im Wege stand, verhinderte er nach dem Tode des letzten Patriarchen Hadrian (1700) eine Neuwahl und gab der Russischen Kirche 1721 eine neue Verfassung, in der an die Stelle des Patriarchen eine geistliche Behörde, der »heiligste dirigierende Synod« trat. Zu Mitgliedern dieses »Synods« ernannte der Zar Bischöfe und andere höhere Geistliche; an seiner Spitze stand ein Laie, der sogenannte »Oberprokuror«, als Vertreter des Zaren. Obwohl der »Synod« eine Nachbildung der protestantischen Konsistorien war, erkannten die Patriarchen des Ostens 1723 diese Neuregelung an. Bis zum Jahre 1917 wurde die Russische Kirche, die damit zur Staatskirche geworden war, von dieser Behörde geleitet.

Nach dem Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches im Jahre 1917 mußte eine neue kirchliche Verfassung geschaffen

werden, die sich den veränderten Verhältnissen anpaßte. Das 1917/18 in Moskau tagende allrussische Kirchenkonzil erneuerte das Patriarchat und wählte am 15. Nov. 1917 den Metropoliten Tychon von Moskau zum Patriarchen († 1925).

Im Oktober 1917 hatte in Rußland die bolschewistische Partei die Macht ergriffen. Am 23. Januar 1918 wurde ein Dekret der Sowjetregierung über die Trennung von Kirche und Staat veröffentlicht. Weitere Gesetze und Verfügungen, die die Kirche noch schwerer trafen, folgten. Patriarch Tychon, der über die Bolschewisten den Kirchenbann verhängt hatte, wurde eingekerkert. Zahlreiche Bischöfe und Tausende von Priestern und Mönchen wurden wegen »konterrevolutionärer Tätigkeit« ins Gefängnis geworfen, deportiert, erschossen. Klöster und zahlreiche Kirchen wurden geschlossen. Innerhalb der orthodoxen Kirche selbst entstanden Spaltungen: so hatte sich schon 1921 die ukrainische autokephale Kirche gebildet, die keine gültige apostolische Sukzession besaß; im Jahre 1923 entstand die »Lebendige Kirche«, die bald selbst wieder in eine gemäßigte und eine radikale Richtung zerfiel, später die »Erneuerer-Kirche« und andere.

Während des zweiten Weltkrieges wurde der Patriarchatsverweser Metropolit Sergius von Moskau, der schon 1927 die Sowjetregierung anerkannt hatte, mit Billigung der Sowjetregierung im September 1943 zum allrussischen Patriarchen gewählt. Als er 1944 im Alter von 78 Jahren starb, wurde der Leningrader Metropolit Alexej im Februar 1945 sein Nachfolger auf dem Patriarchenthron.

Seit der Revolution im Jahre 1917 besteht unter den zahlreichen in allen Erdteilen verbreiteten russischen Emigranten eine russische Auslandskirche. Ihr Leiter war der frühere Metropolit von Kiew Antonius († 1936), der seinen Sitz in Karlowitz (Jugoslawien) hatte. Ein Teil der russischen Emigration stand unter dem Metropoliten Eulogius von Paris, der sich der Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel unterstellt hatte. Die Karlowitzer Kirchenleitung, an deren

Spitze seit 1936 der Metropolit Anastasius steht, war 1944 aus Belgrad nach Deutschland gekommen. Seit 1945 ist der Sitz der Bischofssynode in München. Schon im Oktober 1943 hatte eine in Wien tagende Versammlung russischer Auslandsbischöfe die Gültigkeit der in Moskau erfolgten Patriarchenwahl bestritten. Nach dem Kriege richtete die Russische Patriarchatskirche wiederholte Aufforderungen an die Russische Kirche im Ausland, sich ihr zu unterstellen. Diese Aufforderungen wurden jedoch von der Russischen Auslandskirche, die das Zusammengehen der Patriarchatskirche mit der Sowjetregierung mißbilligt und verurteilt, zurückgewiesen. Nur Teile der Auslandskirche in Frankreich, China und in der Mandschurei haben sich der Patriarchatskirche von Moskau angeschlossen. Die meisten Gemeinden in Frankreich unterstehen weiterhin dem Patriarchen von Konstantinopel. Die Russische Kirche in Amerika hat sich leider geteilt. Während ein Teil der russischen Auslandskirche in Amerika der Synode in München untergeordnet blieb, hat sich ein anderer, zahlenmäßig offenbar stärkerer Teil, nach anfänglichem Schwanken wegen einer eventuellen Unterstellung unter das Patriarchat von Moskau, selbständig gemacht. Einige Kirchen unterstehen aber dem Moskauer Patriarchat, das einen Exarchen für Nordamerika ernannt hat.

Die russische Kirche hat im Laufe ihrer fast tausendjährigen Geschichte eine große Zahl von Heiligen hervorgebracht; mehrere hundert von ihnen genießen kirchliche Verehrung. Wahre Pflanzstätten von Heiligen waren besonders die zahlreichen russischen Klöster, von denen die bedeutendsten waren: das Höhlenkloster zu Kiew mit seinen weitläufigen Katakomben, in denen sich über hundert unverweste Leichname von russischen Heiligen befinden; das Alexander-Newskij-Kloster zu St. Petersburg, das Dreifaltigkeits-Kloster des hl. Sergius bei Moskau, das Kloster zu Potschajew bei Kremenez in Wolhynien, das Walaam-Kloster auf einer Insel

des Ladoga-Sees und das Kloster Petschur in Estland.

Die ersten kanonisierten Heiligen der russischen Kirche sind: die Märtyrer Boris und Gleb, die Söhne des hl. Großfürsten Wladimir. Als Heiliger wird auch der Fürst Alexander von Nowgorod († 1263) verehrt, der 1236 an der Newa die Schweden (daher sein Beiname »Newskij«) und 1242 am Peipus-See die deutschen Ritter besiegte. Von den hl. Bischöfen sind besonders zu nennen: Michael († 992), der erste Metropolit von Kiew, die Moskauer Metropoliten Petrus († 1326), Alexej († 1378), Jona († 1461), Philipp († 1569), Patriarch Germogen († 1612), ferner die Bischöfe Nikita von Nowgorod († 1108), Leontij von Rostow († 1077), Dimitrij von Rostow († 1709), der Verfasser der Heiligenleben (»Lese-Menäen«); ferner Mitrofan († 1703), der erste Bischof von Woronesh, Tychon von Sadonsk († 1783), Feodosij von Tschernigow († 1696). Unter der großen Zahl heiliger Mönche und Asketen sind die bedeutendsten: Sergius von Radonesh († 1392), das »Herz der russischen Orthodoxie«, Sergius und German († um 1353), die Gründer des Walaam-Klosters, Zosima († 1478) und Sawatij († 1435), die Gründer des berühmten, auf einer Insel des Weißen Meeres gelegenen Solowetzki-Klosters, Nilus von Sorsk († 1505), der Begründer des Sketen-Mönchtums in Nordrußland, Warlaam Chutynski († 1192), Hiob von Potschajew († 1651), Seraphim von Sarow († 1833), der am reinsten und klarsten den Typus des russischen Heiligen verkörpert, und Prokopij von Ustjug († 1303), ein aus Lübeck stammender Deutscher.

Einige autokephale orthodoxe Kirchen wären noch zu nennen, die meist erst in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Die orthodoxe Kirche in Griechenland löste bald nach der Befreiuung des Landes vom türkischen Joch (1821/29) ihr Abhängigkeitsverhältnis vom ökumenischen Patriarchat und erklärte 1833 unter König Otto I. von Bayern ihre Autokephalie, die 1850 auch von dem Patriarchen von Konstantinopel anerkannt wurde.

Die rumänische Kirche war anfänglich (9./10. Jahrhundert) ein Bestandteil des autokephalen Erzbistums von Ochrid, später der bulgarischen Kirche. Für die Walachei wurde 1359 ein Metropolit mit dem Sitz in Curtea de Arges ernannt, der dem Patriarchen von Konstantinopel unmittelbar unterstand, für die Moldau zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Suceawa eine unabhängige Metropolie errichtet. Erst 1648 wurde anstelle der bisherigen kirchenslawischen und griechischen die rumänische Volkssprache für den Gottesdienst eingeführt. Nach dem Zusammenschluß der beiden Fürstentümer Moldau und Walachei 1859 erklärte auch die neuorganisierte rumänische Kirche ihre Unabhängigkeit vom Patriarchat von Konstantinopel, das 1885 seine Zustimmung gab. Erst 1925 wurde unter Gutheißung des ökumenischen Patriarchen ein nationales rumänisches Patriarchat mit dem Sitz in Bukarest gegründet.

Durch Loslösung von Konstantinopel entstand auch die autokephale orthodoxe Kirche von Albanien. Nach der Erringung der politischen Freiheit strebten die orthodoxen Albanier auch die kirchliche Unabhängigkeit an. Im Jahre 1922 erklärte sich die orthodoxe Kirche von Albanien für autokephal; an die Stelle der griechischen Kirchensprache trat die albanische. Nach längerem Zögern hat der ökumenische Patriarch 1929 der albanischen orthodoxen Kirche die Autonomie zuerkannt.

Nach dem Zerfall des Russischen Reiches entstanden die autokephalen orthodoxen Kirchen von Georgien (1917), in der Ukraine (1921), in Polen (1924 von Konstantinopel anerkannt), in Lettland (1935). Ferner bildeten sich nach dem ersten Weltkrieg in verschiedenen Ländern kleinere orthodoxe Kirchen, die nur eine relative Selbständigkeit besitzen, so die Tschechoslowakische orthodoxe Kirche (1921), die zuerst mit dem Serbischen Patriarchat verbunden war, 1946 aber dem Patriarchat von Moskau unterstellt wurde, ferner seit 1923 orthodoxe Kirchen in Estland, Lettland und

Litauen, die bis zur Angliederung dieser Länder an die Sowjetunion dem Patriarchat von Konstantinopel unterstanden. In Amerika bestehen orthodoxe Kirchen verschiedener Jurisdiktionen.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Ein kurzer Überblick über die Geschichte der orthodoxen Kirche läßt uns die Bedeutung des Wortes »*Ex oriente Lux*« (Aus dem Osten kommt das Licht) verstehen. Ja, in Wahrheit ist das Licht Christi aus dem Osten gekommen. Im Osten hat Christus sein Erdenleben gelebt, vom Osten aus haben die Apostel die Frohbotschaft vom Reiche Gottes verkündet. Im Osten entstanden die ersten Gemeinden der Urkirche. Auf den sieben hl. Konzilien, die alle im Osten stattfanden, wurde das Dogma, die Glaubenslehre der Kirche, formuliert und von den großen östlichen Kirchenvätern scharfsinnig dargelegt und theologisch-wissenschaftlich begründet. Die gottesdienstlichen Formen der Kirche waren im Osten entstanden; der Osten ist endlich die Heimat des christlichen Mönchtums und der christlichen Mystik.

Man darf nicht vergessen, daß zu der Zeit, in der sich die große Trennung zwischen Osten und Westen anbahnte und vollzog, die Kirche des Ostens der des Abendlandes nicht nur zahlenmäßig überlegen war, sondern daß die Ostkirche gerade in dieser Zeit eine hohe Blüte erlebte. Die gewaltige Missionstätigkeit unter den slawischen Völkern, das Aufblühen des Mönchtums (Klostergründungen auf dem hl. Berg Athos) und der Mystik gehören dieser Zeit an. Demgegenüber hatte das Papsttum gerade in der dem großen Schisma vorhergehenden Zeit einen bedauernswerten Tiefstand erreicht, so daß katholische Geschichtschreiber (Bihlmeyer, Kirchengeschichte II. Bd.) diese Zeit (etwa von 904 bis 1046) als das »*saeculum obscurum*«, das »dunkle Jahrhundert« in der Geschichte des Papsttums bezeichnen.

Es ist eine im Westen weit verbreitete Meinung, daß die orthodoxe Kirche des Ostens erstarrt sei und daß der beste Beweis für diese Erstarrung das Fehlen von Missionen sei. Aber nur ein oberflächlicher Beurteiler kann zu einem solchen Urteil kommen. Wer die Geschichte kennt und sich vergegenwärtigt, daß die orthodoxen Völker des Ostens zum Teil mehrere Jahrhunderte lang unter der drückenden Herrschaft der Türken, Tataren, Perser oder Araber standen, daß sie von den furchtbaren Raubzügen der Mongolen heimgesucht wurden, der wird verstehen, daß die Kirche unter diesen Umständen keine Missionen treiben konnte, sondern um ihre nackte Existenz kämpfen mußte. Und dabei wurde die Kirche des Ostens gleichzeitig auch von ihrer westlichen Schwester, die die Schrecken der Mongolenstürme und der Türkenherrschaft noch nicht oder wenigstens nicht in dem gleichen Maße kennengelernt hat, hart bedrängt; man denke dabei nur an die Kreuzzüge. Die konservative Haltung der orthodoxen Kirche in Dogma und Kultus bedeutet keine Erstarrung, vielmehr sieht die Kirche in dieser ihrer grundsätzlichen Haltung eine der Grundlagen ihrer Orthodoxie.

Die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen des Ostens und des Westens, die durch das auf der apostolischen Sukzession beruhende Priesteramt, durch die gleichen Mysterien (Sakramente), die gleiche Heiligenverehrung und viele kultische und andere innere Gemeinsamkeiten verbunden sind, ist auch ein Anliegen der östlichen Christenheit. Die orthodoxe Kirche wünscht diese Vereinigung und betet um sie. Wie und wann diese Vereinigung der Kirchen zustande kommen soll, ist unserem menschlichen Ermessen verborgen und liegt allein im Ratschlusse Gottes. Die orthodoxen Christen glauben und vertrauen dabei auf die Verheißung des Herrn, daß »eine Herde und ein Hirte« sein wird (Joh. 10, 16); der »gute Hirte« aber ist der Herr Jesus Christus selbst (Joh. 10, 14).

DIE NATIONALEN SONDERKIRCHEN DES OSTENS

Das erste ökumenische Konzil von Nicäa im Jahre 325, das im Osten die »große und heilige Synode der 318 Väter« genannt wird, hatte gegenüber Arius die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, das zweite ökumenische Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 gegen Macedonius die kirchliche Lehre vom Heiligen Geist formuliert. Das von diesen beiden Konzilien aufgestellte Glaubensbekenntnis, das sogenannte nicäno-konstantinopolitanische, ist der kürzeste Umriß der orthodoxen Dogmatik und wurde von der orthodoxen Kirche des Ostens bis auf den heutigen Tag unverändert bewahrt.

Die beiden folgenden ökumenischen Konzilien, das dritte zu Ephesus 431 und das vierte zu Chalcedon 451, richteten sich gegen den Nestorianismus und den Monophysitismus. Diese beiden Irrlehren erwuchsen sozusagen auf dem Boden der frühchristlichen Katechetenschulen von Alexandrien (seit Ende des 2. Jahrhunderts) und Antiochien (gegen Ende des 3. Jahrhunderts). Die Katechetenschulen waren entstanden aus dem Bedürfnis, den wissenschaftlichen Kampf gegen das gebildete Heidentum und gegen den gefährlichen Gnostizismus aufnehmen zu können, den Inhalt des christlichen Glaubens spekulativ zu durchdringen und zu begründen, und endlich auch den Klerus theologisch zu bilden. Die theologische Wissenschaft bestand bei beiden Schulen vor allem in der Exegese, der Erklärung der Heiligen Schrift. Während nun die Katechetenschule von Alexandrien in der Auslegung der Heiligen Schrift eine allegorisch-

mystische Methode befolgte, drang die Schule von Antiochien auf eine streng grammatisch-historische Exegese. Dieser Verschiedenheit der Schulen entsprechen auch die auf ihrem Boden entstandenen Irrlehren. G. Rauschen schreibt darüber in seiner »Patrologie«: »Mit der Schule in Antiochien stehen in Zusammenhang die früheren, mehr rationalistischen Irrlehren: Arianismus, Pelagianismus und Nestorianismus (möglichste Beseitigung des Mysteriösen aus der christlichen Lehre), während Alexandrien den späteren, mehr mystizistischen Häresien: Monophysitismus und Monotheletismus (Aufgehen der menschlichen Natur Christi in der göttlichen Natur) verfiel.«

Mit dem Nestorianismus und dem Monophysitismus entstanden dann durch Lostrennung von der rechtgläubigen Kirche Christi die Sonderkirchen des Orients. Es ist aber zu beachten, daß es nicht nur theologisch-dogmatische Gründe waren, die zu dieser Lostrennung führten, sondern daß dabei gleichzeitig völkisch-nationale Tendenzen, die die Loslösung der Grenzprovinzen (Ägypten, Syrien, Armenien) vom byzantinischen Reich zum Ziele hatten, eine Rolle spielten. Die religiösen Gegensätze des Nestorianismus und Monophysitismus zur byzantinischen Reichskirche trugen schon den Keim der politischen Abtrennung in sich und erleichterten später die Fortschritte der persischen und arabischen Eroberung.

DER NESTORIANISMUS UND DIE NESTORIANISCHE KIRCHE

Geschichte

Nestorius war Priestermönch in Antiochien, wahrscheinlich Schüler des Theodor von Mopsuestia, und wurde 426 vom Kaiser Theodosius II. zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben. In seinen Anschauungen folgte er den Füh-

rern der antiochenischen Schule Diodor von Tarsus († 393 oder 394) und Theodor von Mopsuestia († 428), die von einem bloßen »Einwohnen« des Logos in dem Menschen Jesus und von einer nur äußerlichen Verbindung der zwei Naturen in Christus im moralischen Sinne sprachen, lehnte deshalb die schon damals gebräuchliche Bezeichnung der allerheiligsten Jungfrau Maria als »Gottesgebärerin« ab und wollte nur den Ausdruck »Christusgebärerin« gelten lassen. Sein großer Gegner war der Patriarch von Alexandrien, der hl. Kyrill, der ihn anklagte, daß er die zwei Naturen in Christus zu zwei Personen mache. Nestorius wiederum warf dem Kyrillus vor, er lehre eine Vermischung der beiden Naturen. Die Ansichten des Nestorius wurden von dem dritten ökumenischen Konzil zu Ephesus im Jahre 431 verdammt. Nestorius selbst wurde als »gottloser Lehrer« abgesetzt, zuerst in sein Kloster nach Antiochien verwiesen, später in die Verbannung nach Ägypten geschickt, wo er kurz vor dem vierten ökumenischen Konzil starb. Seine Schriften wurden verboten.

Schon 435 hatte sich in Syrien die Partei der Nestorianer, wie man die Anhänger des Nestorius nannte, gebildet. Die im 2. Jahrhundert entstandene Katechetenschule von Edessa in Mesopotamien, deren Blüte im 4. Jahrhundert durch den hl. Ephräm den Syrer begründet worden war, wurde jetzt zum Hauptsitz der nestorianischen Lehre. Infolge der strengen Maßnahmen, die im oströmischen Reich nach dem ökumenischen Konzil von Ephesus gegen die Anhänger des Nestorius getroffen wurden — Kaiser Zenon ließ 489 auch die theologische Schule von Edessa schließen — sahen sich diese gezwungen zu fliehen. Sie fanden gastliche Aufnahme in Persien, das in politischem Gegensatz zu Byzanz stand. Das Christentum hatte in Persien schon im 3. Jahrhundert Wurzel geschlagen, wurde aber dann in blutigen Verfolgungen, die über hundert Jahre andauerten, fast ganz ausgerottet. Wahrscheinlich um dem Argwohn zu entgehen, Partei-

gänger des mit den Persern verfeindeten oströmischen Reiches zu sein, hatte die Kirche in Persien schon im Jahre 424 ihr bisheriges Abhängigkeitsverhältnis vom Patriarchat Antiochien gelöst und den Bischof der persischen Landeshauptstadt zu ihrem Oberhaupt (Katholikos) ausgerufen. Die Ausbreitung der in Persien eingewanderten Nestorianer wurde besonders von dem Bischof Barsauma von Nisibis (ca. 450 bis 495) gefördert; sein Zeitgenosse Narsai, ein Schüler des Bischofs Ibas, gilt als der Gründer der an Stelle der aufgelösten Katechetenschule von Edessa 458 neu errichteten theologischen Schule von Nisibis. Die eigentliche Gründung der persischen nestorianischen Landeskirche erfolgte im Jahre 498, als sich der Katholikos Babai von Seleucia-Ktesiphon (497 bis 503) zum Nestorianismus bekannte und die förmliche Trennung von der orthodoxen Kirche vollzog. Die wenigen orthodoxen Gemeinden, die die Verfolgungen überstanden hatten, fielen dem Nestorianismus zu oder wurden aus dem persischen Reiche verdrängt.

Im Laufe der nächsten Jahrhunderte erlebte die Kirche der Nestorianer eine hohe Blüte. Durch ihren Missionseifer breitete sie sich über Syrien, Palästina, Ägypten und Nordarabien aus; auch die Thomaschristen an der Westküste Vorderindiens gehörten ihr an. Nestorianische Glaubensboten drangen bis in das Innere Asiens, nach Turkestan, China und in die Mongolei bis südlich des Baikalsees vor. Kosmas Indikopleustes hatte schon um 530 nestorianische Gemeinden auf Ceylon und Malabar angetroffen, und in China bestand im 7. Jahrhundert sogar ein nestorianisches Kloster. Die nestorianische Kirche zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte Millionen von Gläubigen und über 200 Bischofssitze, die über ganz Asien verbreitet waren.

Im Jahre 651 war die persische Dynastie der Sassaniden und das Perserreich dem Ansturm der Araber unterlegen. Ein Jahrhundert später, im Jahre 762, verlegte der Katholikos der Nestorianer seinen Sitz von Seleucia-Ktesiphon nach

Bagdad, der Residenz der Kalifen. Die Araber waren ebenso wie vorher die Perser dem Nestorianismus geneigt. Als Träger der einst in Antiochien, Edessa und Nisibis blühenden Theologie, dann als Pfleger der Philosophie, Naturwissenschaften und Medizin, als Übersetzer des Galenus und Aristoteles hatten die Nestorianer die Werke der Griechen den Arabern zugänglich gemacht; und meist erst auf diesem Umweg wurde dieses Schrifttum im Abendlande bekannt.

Auf die Zeit der Blüte der nestorianischen Kirche folgte aber bald ein völliger Zusammenbruch. Die Annahme des Islam durch die Mongolenherrscher und die Turkstämme führte zu entsetzlichen Verfolgungen der nestorianischen Kirche, die schließlich noch durch die Raubzüge des furchtbaren Mongolenchans Timur gegen Ende des 14. Jahrhunderts bis auf schwache Reste vernichtet wurde. Die Überlebenden zogen sich in die Gebirge Kurdistans an der Grenze der Türkei und Persiens, wo auch der Katholikos seine Residenz aufschlug, und in die Ebene am See von Urmia zurück. Die Verfolgungen der Nestorianer durch die Kurden und Türken dauerten aber noch bis in die Zeit des ersten Weltkrieges. Noch 1933 wurden viele Nestorianer oder sogenannte »Assyrer« in Kämpfen mit den Mohammedanern des Irak aufgerieben, heute dürfte es kaum noch 50 000 geben. Ein Teil der Nestorianer hat sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der russisch-orthodoxen Kirche vereinigt.

Dogma und Kultus

Die Grunddogmen der Nestorianer sind im nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis, das auch bei der Liturgie gebraucht wird, enthalten; die nestorianische Kirche hat demnach mit den übrigen christlichen Kirchen nur die Dogmen der ersten beiden ökumenischen Konzilien gemeinsam. In der Christologie hielt die nestorianische Kirche grundsätzlich an der Lehre des Nestorius, des »unblutigen Mär-

tyrers«, und des Theodor von Mopsuestia, den die Nestorianer den »ökumenischen Lehrer und Exegeten« nennen, fest; allerdings lehrte erst 612 eine nestorianische Synode ausdrücklich, daß in Christus zwei Naturen, zwei Hypostasen und eine »Person« seien. Sie erklärte damit aber gleichzeitig, daß sie Hypostase und Person als zwei verschiedene Begriffe auffasse, und da in der Folge die christologischen Auffassungen der Nestorianer doch eine gewisse Berichtigung erfuhren, darf man mit F. Heiler annehmen, daß es sich heute dabei »mehr um terminologische als sachliche Unterschiede« von der orthodoxen Lehre handelt. Wichtiger ist jedenfalls ein anderer Gegensatz.

Schon Nestorius und Theodor von Mopsuestia hatten den aus dem Abendland vertriebenen Pelagianern freundliche Aufnahme und Schutz gewährt; später nahm die nestorianische Kirche auch die Irrlehre des Pelagianismus an; sie leugnet demnach die Erbsünde.

Über die Zahl der Sakramente herrscht bei den nestorianischen Theologen keine volle Übereinstimmung; im allgemeinen zählt man jedoch sieben Sakramente. Taufe (mit Myronsalbung), Eucharistie und Ordination werden von allen, Ehe und Krankenölung nur von einem Teil der Theologen als Sakramente betrachtet; manche rechnen auch das Kreuzzeichen, die Altar- und Kirchenweihe, die Mönchsweihe und das Begräbnis zu den Sakramenten.

Im nestorianischen Taufritus, der nach dem Schema der eucharistischen Liturgie aufgebaut ist, findet sich zwar die Salbung des Täuflings mit Öl, es fehlt aber infolge der Ablehnung der Lehre von der Erbsünde der Exorzismus, die Lossagung vom Satan und das Glaubensbekenntnis. Die Taufe erfolgt durch dreimaliges Untertauchen. Eigentümlich ist der nach der Taufe vorzunehmende Ritus der »Lösung des Wassers« (von der vorangegangenen Heiligung).

Die Myronsalbung ist in Wegfall gekommen, doch sind im Taufritus Gebräuche erhalten, die auf die Myronsalbung

hinweisen: der Priester legt dem Getauften die Hände aufs Haupt und bezeichnet die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes mit den Worten: »Es ist getauft und *vollendet* N. N. im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«.

In der Lehre von der Eucharistie stimmt die nestorianische Kirche mit der orthodoxen überein. Die Liturgie der Nestorianer ist der ostsyrische Ritus (auch persischer Ritus genannt), der als eine Entwicklungsform der alten antiochenischen Liturgie angesehen wird. Die Kirchensprache ist das Altsyrische. Die gebräuchlichste Liturgie ist die »der heiligen Apostel« Addai und Mari, der Gründer der Kirche von Edessa und Seleucia. An bestimmten Tagen des Jahres wird die Liturgie des Theodor von Mopsuestia bzw. die Liturgie des Nestorius gefeiert. Der Hymnus »*Monogenes*«, der Kleine Einzug, das »*Trishagion*«, der Cherubimhymnus und der Große Einzug fehlen in der ostsyrischen Liturgie. Es finden sich aber in ihr alttestamentliche Lesungen aus dem Gesetz und den Propheten sowie Lesungen aus der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen.

Die Beichte als Sündenbekenntnis ist bei den Nestorianern außer Übung gekommen, ebenso das Sakrament der Krankenölung. Zur Heilung von Krankheiten wenden die Nestorianer Öl an, das durch Vermischung mit Reliquien oder Staub von Gräbern der Heiligen, besonders vom Grabe des Apostels Thomas, geweiht ist.

Das Sakrament der Priesterweihe wird bei den Nestorianern gültig gespendet; auf die apostolische Sukzession wird in den Weihegebeten ausdrücklich hingewiesen. Die Weihestufen sind die gleichen wie in der orthodoxen Kirche: Leser, Hypodiakon, Diakon, Priester, Bischof. Während es in allen Kirchen des Ostens Priestern und Diakonen verboten ist, nach der Weihe eine Ehe einzugehen, wurde bei den Nestorianern durch Synodalbeschlüsse im Jahre 486 Priestern und 497 Bischöfen die Heirat gestattet, den Bischöfen wurde jedoch bald wieder (im Jahre 544) der Zölibat vorgeschrieben.

Die allheilige Jungfrau Maria, die von den Nestorianern »Christusgebärerin« genannt wird, und die Heiligen, ganz besonders die Märtyrer, werden in der nestorianischen Kirche verehrt, ebenso auch das hochheilige Kreuz (aber ohne Körper des Gekreuzigten); die Ikonenverehrung wird jedoch von den Nestorianern verworfen.

In der Lehre von den Letzten Dingen stimmt die nestorianische Kirche im wesentlichen mit der orthodoxen überein: durch die Fürbitten der Lebenden, besonders durch die Darbringung des unblutigen Opfers, können die Seelen der Verstorbenen, falls sie nicht unbußfertig und verstockt gestorben sind, für den Tag des großen Weltgerichts aus dem Hades (Unterwelt, Hölle) gerettet werden.

DER MONOPHYSITISMUS

Während die Nestorianer von zwei Naturen und zwei Hypostasen in Christus sprachen, lehrten ihre Gegner eine Vermischung der Naturen in Christus oder ein Aufgehen der menschlichen Natur in der göttlichen, so daß demnach in Christus »nur eine Natur« *(mia kai mone physis)* sei. Die Wortführer dieser neuen Lehre waren der Archimandrit Eutyches von Konstantinopel und der Patriarch Dioskoros von Alexandrien. Demgegenüber verkündeten die Väter des vierten ökumenischen Konzils zu Chalcedon (451) als orthodoxes Dogma: »Wir bekennen und lehren einen und denselben Christus . . . in zwei Naturen, unvermischt und unverwandelt, ungetrennt und ungesondert, da der Unterschied der Naturen durch die Einigung keineswegs aufgehoben, vielmehr die Eigentümlichkeit jeder Natur gewahrt ist und beide in einer Person und einer Hypostase sich vereinigen«.

Mit der Verurteilung der monophysitischen Lehre waren die Kämpfe keineswegs zu Ende, ja es gelang ihren Anhängern, obwohl sie bald in verschiedene Richtungen und Par-

teien zerfielen und trotz strenger kaiserlicher Edikte, sich zu behaupten und allenthalben, besonders in Syrien und Ägypten, monophysitische Bischöfe einzusetzen. So kam es zur Bildung nationaler Kirchen in Armenien, in Syrien und Mesopotamien, in Ägypten und Äthiopien. Durch den Siegeslauf des Islam im 7. Jahrhundert wurden Palästina, Syrien und Ägypten vom Byzantinischen Reich losgetrennt, und damit war die endgültige Trennung dieser Nationalkirchen von der orthodoxen Reichskirche besiegelt.

DIE ARMENISCHE KIRCHE

Geschichte

Nach der Überlieferung hat schon der Apostel Thaddäus in Armenien das Evangelium verkündet. Geschichtlich ist, daß das Christentum im 2. Jahrhundert von Persien und Syrien her in Armenien Eingang fand. Als Apostel Armeniens gilt der hl. Gregor der Erleuchter, der einen großen Teil des Volkes für den christlichen Glauben gewonnen und den König Tiridates getauft hatte (295). Das Christentum wurde Staatsreligion und die armenische Kirche erhielt ihr eigenes Oberhaupt, den »Katholikos« (Patriarch), der allerdings vorerst noch von der Metropole Cäsarea in Kappadozien abhängig war. Der hl. Mesrop († 441) gilt als der Erfinder der armenischen Schriftzeichen und Übersetzer der Heiligen Schrift in die Volkssprache. Durch ihn und den Katholikos Isaak (Sahak) wurde der Grund zu einer armenisch-christlichen Literatur gelegt; der Übersetzung der Bibel und Liturgie folgten Übersetzungen griechischer und syrischer Kirchenväter ins Armenische.

Mit der Eroberung Armeniens durch die Perser (428) begann eine langdauernde blutige Christenverfolgung. Erst 485 wurde den Armeniern Religionsfreiheit gewährt. Am vierten

ökumenischen Konzil zu Chalcedon hatten die armenischen Bischöfe nicht teilnehmen können. Der Monophysitismus, den syrische Mönche in Armenien verbreiteten, wurde von den Persern begünstigt, und so wurde die armenische Kirche in diese Irrlehre hineingezogen. Die armenische Landessynode von Wagharschapat (491) nahm das unter dem Namen »*Henotikon*« bekannte Religionsgesetz des Kaisers Zenon vom Jahre 482 an, das die Beschlüsse des ökumenischen Konzils von Chalcedon verwarf und über Nestorius und Eutyches, obwohl dieser selbst als Urheber des Monophysitismus gilt, den Bann verhängte. Spätere Synoden (500, 507) erneuerten diesen Beschluß. Seitdem ist die armenische Kirche von der orthodoxen Kirche getrennt.

Auf die Perser folgten die Araber, die Armenien 200 Jahre (Mitte des 7. Jahrhunderts bis 859) beherrschten. Unter der armenischen Dynastie der Bagratiden, die 859 zur Herrschaft gelangte, versuchte die Kirche von Byzanz, eine Union mit der armenischen Kirche zustandezubringen, freilich erfolglos. Um 1080 gelang es dem der Familie der Bagratiden angehörigen Ruben, ein selbständiges armenisches Reich zu gründen, das sich über Zilizien und später auch Kappadozien erstreckte. Im 12. Jahrhundert erlebte die armenische Kirche eine Zeit hoher Blüte, auch in der theologischen Literatur. Damals wirkten auch der Katholikos Nerses IV. Klajensis und der Metropolit Nerses von Lambron, die zur Wiedervereinigung mit der orthodoxen Kirche von Byzanz bereit waren; infolge der Wirren der Zeit kam diese Union jedoch nicht zustande. Zur Zeit der Kreuzzüge wurden Unionsverhandlungen mit Rom aufgenommen. Die anfänglich beachtlichen Erfolge wurden später durch die »Unitoren« (14. Jahrhundert) zunichte gemacht, deren Latinisierungsbestrebungen bei den Armeniern eine feindselige Stimmung gegen die Union hervorriefen. Auch die Union von Ferrara-Florenz (1439) war nicht von Bestand. Seit dem 18. Jahrhundert entfaltet der Orden der Mechitharisten, der 1701 von dem 1695

zum Katholizismus übergetretenen armenischen Mönch Petrus Mechithar gegründet worden war, eine eifrige Tätigkeit, um das armenische Volk für die Union mit Rom zu gewinnen. Heute bestehen zwei Kongregationen dieses Ordens, deren Hauptklöster sich auf der Insel San Lazzaro bei Venedig und in Wien befinden, mit mehreren Zweigniederlassungen auf dem Balkan. Die Mechitharistenmönche widmen sich besonders der Pflege der armenischen Sprache und Literatur, und aus ihren Druckereien in Venedig und Wien sind zahlreiche Werke in armenischer und anderen Sprachen hervorgegangen.

Mit dem 15. Jahrhundert hatte die eigentliche Leidenszeit des armenischen Volkes begonnen. Nach dem Untergang des armenischen Königreichs war das Volk den grausamen Verfolgungen der Tataren und Türken ausgesetzt, und Tausende von Armeniern waren gezwungen gewesen, auf fremdem Boden Zuflucht zu suchen. So entstanden zahlreiche armenische Kolonien in Europa, Ägypten und Amerika. Die Verfolgungen der Armenier dauerten bis in die neueste Zeit; 1895/96 kam es zu Massenmorden unter ihnen und noch während des ersten Weltkrieges wurde in den Wüsten Mesopotamiens das Blut von mehreren hunderttausend glaubenstreuer Armenier, die nicht gewillt waren, zum Islam überzutreten, vergossen. Das Oberhaupt der armenischen Kirche ist der Katholikos von Etschmiadsin im Kaukasus, der den Titel »höchster Patriarch und Katholikos aller Armenier« führt. Außer ihm gibt es noch armenische Patriarchen in Konstantinopel, Jerusalem und Sis. Die armenische Kirche dürfte heute nur noch etwa 3 Millionen Anhänger zählen.

Dogma und Kultus

Die Dogmatik der armenischen Kirche unterscheidet sich von der Orthodoxie dadurch, daß sie die auf dem Konzil von Chalcedon festgestellte orthodoxe Lehre von den zwei un-

vermischten Naturen in Christus nicht annimmt. Nach der Anschauung der armenischen Kirche sind in Jesus Christus nicht zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, sondern nur eine, indem die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen ist.

In der Sakramentenlehre stimmt die armenische Kirche im wesentlichen mit der orthodoxen Lehre überein.

Die Taufe wird durch dreimaliges Untertauchen vollzogen. Im Taufritus findet sich wie in der orthodoxen Kirche die Lossagung vom Satan (gegen Westen) und das Bekenntnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit (gegen Osten) sowie das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis. Im unmittelbaren Anschluß an die Taufe wird den Neugetauften das Sakrament der Myronsalbung und die hl. Kommunion (Kindern nur unter der Gestalt des Weines) gespendet.

Zur Feier der hl. Eucharistie verwenden die Armenier ungesäuertes Weizenbrot und, um auf ihre Lehre von der *einen* (gottmenschlichen) Natur in Christus hinzuweisen, unvermischten Wein ohne Zusatz von Wasser. Liturgische Sprache ist das Alt-Armenische, das wohl auf Mesrop und Isaak zurückgeht. In der Liturgie vereinigen sich syrische und griechische Elemente; erstere sind auf die syrischen Glaubensboten im 3. Jahrhundert, letztere auf den hl. Gregor den Erleuchter, dessen Namen die Liturgie trägt, zurückzuführen. Im wesentlichen stimmt die armenische Liturgie mit der byzantinischen überein: so findet sich in ihr der Hymnus »*Monogenes*«, der Cherubimhymnus und der Große Einzug. Die Stellung des Glaubensbekenntnisses, das unmittelbar nach dem Evangelium gesprochen wird, und das Johannes-Evangelium am Schluß der Liturgie sind offenbar römischem Einfluß zuzuschreiben. Früher war in der armenischen Kirche auch die Liturgie der vorgeweihten Gaben in Gebrauch; heute wird sie nach römischem Vorbild nur noch am Karfreitag gefeiert.

Für die Spendung der hl. Krankenölung hatten die Arme-

nier einen alten Ritus, den sie aber schon seit langer Zeit nicht mehr anwenden; er war schon zur Zeit des Konzils von Florenz nicht mehr in Übung; nach ihm wurde sie, wie es auch in der orthodoxen Kirche üblich ist, in der Regel von sieben Priestern gespendet.

Bei der Priesterweihe sind ebenfalls römische Einflüsse zu beobachten: die Armenier kennen wie die lateinische Kirche vier niedere Weihen (Ostiarier, Lektor, Exorzist, Akolyth); die Priesterweihe wird durch Handauflegung, Salbung von Stirn und Händen und Darreichung von Diskos und Kelch vollzogen.

Wie in der orthodoxen Kirche wird auch in der armenischen der Leichnam eines Priesters nicht gewaschen, sondern mit Öl gesalbt; ja diese Salbung ist zu einem ausführlichen Ritus ausgebildet.

In hervorragender Weise wird in der armenischen Kirche das hochheilige Kreuz verehrt; in dem zu kirchlichen Segnungen bestimmten Kreuze soll eine Partikel des echten Kreuzes Christi enthalten sein.

Die Verehrung der hl. Ikonen tritt nur wenig hervor; infolgedessen konnte sich in der armenischen Kirche auch kein bestimmter Typus der Ikonenmalerei entwickeln. Die Bilderwand ist in den armenischen Kirchen wie auch bei den Nestorianern durch einen Vorhang ersetzt.

Das Fest der Geburt Christi wird zugleich mit dem Feste der Taufe des Herrn am 6. Januar gefeiert. An diesem Tage findet auch, wie in allen Kirchen des Ostens, die Große Wasserweihe durch dreimaliges Eintauchen des Kreuzes statt. Die nur bei den Armeniern übliche Beifügung von Salz und Öl geht offensichtlich auf römischen Einfluß zurück.

DIE SYRISCH-JAKOBITISCHE KIRCHE

Geschichte

Die Hauptstadt Westsyriens und zugleich der Ausgangspunkt für die Verbreitung des christlichen Glaubens in ganz Vorderasien war Antiochien. Der Bischofssitz von Antiochien ist eine Gründung des Apostels Petrus, dessen zweiter Nachfolger der hl. Märtyrer Ignatius war. Schon früh entwickelte sich in Syrien eine eigene christliche Literatur: der älteste syrische Kirchenvater ist der »persische Weise« Afrahat, der bedeutendste der hl. Ephräm (beide im 4. Jahrhundert). Doch fiel die syrische Kirche, besonders auch infolge der politischen Gegensätze zu Byzanz, bald der Irrlehre des Monophysitismus anheim.

Die kirchliche Trennung wurde von dem Bischof von Edessa Jakob Baradai (541—578) vollendet, der mit großem Eifer und Erfolg an der Aufrichtung und Befestigung des monophysitischen Kirchenwesens in Syrien, Vorderasien und Ägypten arbeitete. Von ihm erhielten die syrischen Monophysiten ihren Namen »Jakobiten«. Jakob Baradai erteilte seinem Freund Sergius 544 die Bischofsweihe und setzte ihn als Patriarchen von Antiochien und Katholikos der syrischen Kirche ein. Die jakobitischen Patriarchen, die den Titel »Patriarch der Stadt Antiochien und des ganzen dem apostolischen Stuhl unterstehenden Gebietes« führten, konnten freilich nie in Antiochien residieren; seit 584 war ihr Sitz im Kloster Zapharan bei Bagdad, jetzt ist er in Jerusalem. Die Jakobiten breiteten sich bald auch in Mesopotamien aus, wo der Bischof von Mosul als »Maphrian und Katholikos des Orients« die Kirche in den östlichen Gebieten verwaltet. Syrische Mönche übersetzten nicht nur zahlreiche Werke aus dem Griechischen und vermittelten auf diese Weise ebenso wie die Nestorianer den Arabern griechische Wissenschaft und Kultur, sondern sie schufen auch eine bedeutende eigene theologische Literatur. Im 12. Jahrhundert erlebte die syrisch-

jakobitische Kirche ihre höchste Blüte und größte Ausdehnung mit mehr als 100 Bischöfen in Syrien und Kleinasien, doch wurde sie bald durch erbitterte innere Kämpfe schwer erschüttert. Infolge der seit dem 14. Jahrhundert einsetzenden blutigen Unterdrückungen durch die Türken und die Kriegszüge der Mongolen ging die Zahl der syrischen Jakobiten stark zurück. Heute gibt es im nördlichen Mesopotamien, in Kurdistan und Indien noch etwa 80 000 syrische Jakobiten.

Dogma und Kultus

Im christologischen Dogma vertritt die syrisch-jakobitische Kirche die Lehren des Monophysitismus, jedoch in der gemäßigten Form der severianischen Richtung, die eine einzige »zusammengesetzte« Natur Christi nach Art der Vereinigung von Seele und Leib beim Menschen annahm. Jedenfalls lehrt die syrisch-jakobitische Kirche keine Verwandlung oder Vermischung der beiden Naturen in Christus und verurteilt, wie übrigens auch die armenische Kirche, den Eutyches als Irrlehrer, während sie dagegen den Patriarchen Dioskorus von Alexandrien als Heiligen verehrt.

In der Sakramentenlehre der syrischen Jakobiten herrscht Übereinstimmung mit der Lehre der orthodoxen Kirche.

Die Taufe, der wie in der orthodoxen und katholischen Kirche die Lossagung vom Satan, das Bekenntnis zu Christus und die Salbung mit Katechumenenöl vorausgeht, wird durch dreimaliges Übergießen vollzogen. Unmittelbar nach der Taufe wird die hl. Myronsalbung sowie die hl. Kommunion gespendet. Das hl. Myron wird jedes Jahr am Gründonnerstag geweiht.

Auch bei den übrigen Sakramenten besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen der syrisch-jakobitischen und der orthodoxen Kirche.

Die syrisch-jakobitische Kirche befolgt den sogenannten westsyrischen Ritus. Die zahlreichen (über 60) Formulare

der jakobitischen Anaphora (eucharistischer Kanon) gehen auf die Anaphora der Jakobus-Liturgie in ihrer syrisch-antiochenischen Bearbeitung zurück. Die westsyrische Liturgie der Jakobiten ist außerordentlich umfangreich und hat wie die nestorianische Lesungen aus dem Alten Testament, dem Gesetz und den Propheten, aus der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen. Dem Trishagion fügen die Jakobiten wie auch die Armenier den im monophysitischen Sinne zu verstehenden Zusatz »der für uns gekreuzigt worden ist« bei. Die Monophysiten beziehen nämlich das Trishagion nur auf Jesus Christus, nicht wie die orthodoxe Kirche auf die allerheiligste Dreifaltigkeit. Es gibt auch eine syrische Liturgie der vorgeweihten Gaben, die den Namen des Bischofs Severus von Antiochien († 518) trägt. Die gottesdienstliche Sprache der Jakobiten ist das Altsyrische, doch wurden einzelne griechische Formeln unverändert übernommen.

DIE KIRCHE DER THOMASCHRISTEN

Geschichte

Die Thomaschristen auf Ceylon und an der Malabarküste im Südwesten Indiens führen wohl nicht mit Unrecht ihren Ursprung auf den Apostel Thomas zurück. Sie wurden wahrscheinlich endgültig im 3. und 4. Jahrhundert von Syrern und Persern missioniert; so erklärt es sich auch, daß sie dem Nestorianismus verfielen. Nach der Eroberung Indiens durch die Portugiesen wurde auf der Synode von Diamper (1599) von Rom der Versuch gemacht, die Thomaschristen zu unieren, den Nestorianismus auszurotten und die Gottesdienste zu latinisieren. Der größte Teil der so unierten Thomaschristen fiel aber bald wieder ab und erhielt im 17. Jahrhundert durch den syrisch-jakobitischen Patriarchen von Jerusalem ein eigenes kirchliches Oberhaupt, so daß diese

Thomaschristen jetzt zu den Monophysiten (Jakobiten) zu rechnen sind, mit denen sie auch im Dogma übereinstimmen. Eine ansehnliche Zahl Thomaschristen konnte jedoch zur Union mit Rom zurückgeführt werden. Heute gibt es bei den Thomaschristen verschiedene Gruppen: eine jakobitische, eine nestorianische, eine anglikanisch beeinflußte, eine mit Rom unierte. Die an der Malabarküste wohnenden Thomaschristen nannten sich selbst »Syrische orthodoxe Kirche«.

Schon vor einigen Jahren fanden Verhandlungen mit der russisch-orthodoxen Kirche im Ausland und mit der serbisch-orthodoxen Kirche über eine Union der Thomaschristen statt. Nach den neuesten Berichten hat sich die Kirche der Thomaschristen jetzt der russisch-orthodoxen Kirche (Patriarchat von Moskau) angeschlossen.

Dogma und Kultus

Im Dogma stimmen die Thomaschristen mit der syrisch-jakobitischen Kirche überein, nur die kleine Gruppe der nestorianischen Thomaschristen folgt der Lehre der nestorianischen Kirche.

Entsprechend ihrer dogmatischen Bindung folgt die eine Gruppe der Thomaschristen dem westsyrischen, die andere dem ostsyrischen Ritus.

DIE KOPTISCHE KIRCHE

Geschichte

Die Kirche von Alexandrien ist nach der Überlieferung vom Apostel Markus gegründet. Alexandrien wurde bald der Mittelpunkt der christlichen Mission unter den ägyptischen Griechen und Kopten, den Nachkommen der alten Ägypter, bis hinauf zur Thebais und nach Libyen.

Einer der bedeutendsten Vorkämpfer des Monophysitismus, Dioskorus, war Patriarch von Alexandrien, auch unter seinen Nachfolgern befanden sich noch mehrere monophysitisch gesinnte Patriarchen; die Einsetzung von monophysitischen Bischöfen in ganz Ägypten war die Folge. Umsonst bemühte sich Kaiser Justinian I. (527—565), die kirchliche Einheit wiederherzustellen. Als Ägypten und damit auch das Patriarchat von Alexandrien in den Jahren 638—642 in die Hände der Araber fiel, wurden diese von den Monophysiten in Ägypten als Befreier von der byzantinischen Herrschaft begrüßt. Doch sollte sich der Verrat der Kopten, die Ägypten den arabischen Eroberern ausgeliefert hatten, furchtbar rächen. Nach anfänglicher Begünstigung durch die Araber folgten bald Zeiten schwerster Bedrückung. Ein großer Teil der koptischen Bevölkerung fiel zum Islam ab und die koptische Kirche fristete durch Jahrhunderte ein kümmerliches Dasein. In der neueren Zeit ist unter den Kopten eine Bewegung zur Reform des kirchlich-religiösen Lebens und der theologischen Bildung zu beobachten.

Von den ehemals zahlreichen koptischen Klöstern sind nur noch acht übriggeblieben; zwischen Nil und Rotem Meer liegen die uralten Klöster des hl. Antonius und des hl. Paulus, westlich vom Nildelta die durch ihre Bücherschätze berühmten Klöster im Natrontal. Der koptische Patriarch von Alexandrien residiert in Kairo.

Dogma und Kultus

In der Christologie sind trotz der alten Gegnerschaft gegen das Konzil von Chalcedon die Ausdrücke dieses Konzils übernommen; es wird ausdrücklich gelehrt, daß in Christus keine Verwandlung, Vermischung oder Vermengung der Naturen statthabe. Es scheint sich also wie auch bei den anderen heutigen monophysitischen Nationalkirchen eher um eine begriffliche Unklarheit und terminologische Unent-

wickeltheit als um tatsächliche Irrlehre zu handeln, wenn die koptische Theologie nur von einer Natur in Christus spricht (K. Algermissen, Konfessionskunde).

In der Lehre von den Sakramenten stimmt die koptische Kirche mit der orthodoxen überein. Auch die koptischen Riten bei der Spendung der Sakramente haben große Ähnlichkeit mit denen der orthodoxen Kirche; manche Gesänge und Gebete entsprechen den orthodoxen fast wörtlich.

Die bei den Kopten teilweise noch übliche Beschneidung wurde sicher nicht von den verhaßten Mohammedanern übernommen, sondern reicht wahrscheinlich in die alte ägyptische Zeit zurück; jedenfalls hat sie keinen religiösen Charakter, ja die Vornahme der Beschneidung nach der Taufe ist von der Kirche streng verboten. Die Taufe wird durch dreimaliges Untertauchen vollzogen; das Taufwasser wird in jedem einzelnen Falle neu geweiht. Eigentümlich ist das nach Vollzug der Taufe gesprochene Gebet zur Entheiligung des Wassers, das sich auch in der nestorianischen und äthiopischen Kirche findet.

Die koptische Kirche kennt drei Liturgien: die an den meisten Tagen des Jahres gebräuchliche Liturgie des hl. Basilius des Großen, die Liturgie des hl. Gregor des Theologen (von Nazianz) und die des hl. Kyrillus von Alexandrien. Eine Besonderheit des koptischen Ritus sind die Zusätze zum Trishagion: »der aus der Jungfrau geboren wurde . . ., der für uns gekreuzigt wurde . . ., der für uns von den Toten auferstand und in den Himmel fuhr«. Vor dem Evangelium finden Lesungen aus der Apostelgeschichte, den Paulinischen und Katholischen Briefen statt; die Texte der Heiligen Schrift werden zuerst in koptischer, dann in arabischer Sprache gelesen. Nach dem eucharistischen Gebet wird das konsekrierte Brot mit dem konsekrierten Wein in Kreuzesform befeuchtet.

Die Verehrung der Heiligen und der Ikonen entspricht der der orthodoxen Kirche. Besonders zahlreich sind die Muttergottesfeste der koptischen Kirche. »In der Verehrung der

Gottesmutter übertrifft die Koptische Kirche nebst der Abessinischen alle Sonderkirchen des Ostens« (K. Algermissen, Konfessionskunde).

DIE ÄTHIOPISCHE KIRCHE

Geschichte

Die Ausbreitung des Christentums in Äthiopien begann um das Jahr 330, als Frumentius und Ädesius, zwei gefangene junge Christen in der Residenz Aksum eine Christengemeinde gründeten. Frumentius erbat sich vom hl. Athanasius von Alexandrien Priester für Äthiopien, wurde um 350 von diesem selbst zum Bischof geweiht und hatte dann den Stuhl von Aksum inne. Er gilt als der »Apostel Äthiopiens«. Nachdem sich der König Aizanas hatte taufen lassen, breitete sich das Christentum rasch im Lande aus. Später führten ägyptische Mönche das Mönchtum ein und gründeten Felskirchen und Einsiedeleien; so entfaltete eine Gruppe von neun wahrscheinlich monophysitischen Mönchen, die in der Überlieferung Äthiopiens unter dem Namen »die neun Heiligen« bekannt sind, eine eifrige Missionstätigkeit und legte zahlreiche Klöster an. Die Übersetzung der Heiligen Schrift in die zum semitischen Sprachstamm gehörige Geez-Sprache, die bis heute die gottesdienstliche Sprache der Äthiopier geblieben ist, ist auf diese »neun Heiligen« und ihre Schüler oder vielleicht sogar auf noch frühere Zeit (4./5. Jahrhundert) zurückzuführen.

Da die äthiopische Kirche dem Patriarchat von Alexandrien unterstellt war, verfiel sie zusammen mit der ägyptischen Kirche dem Monophysitismus.

Die Abhängigkeit der äthiopischen Kirche von dem koptischen Patriarchat von Alexandrien äußerte sich besonders darin, daß sie im Laufe ihrer 1500 jährigen Geschichte immer nur einen Bischof (Metropoliten) besaß, der von dem kop-

tischen Patriarchen von Alexandrien ernannt und geweiht wurde. Dieser einzige Bischof, der von den Äthiopiern Abuna (= unser Vater) genannt wird und seinen Sitz in Addis-Abeba hat, war bisher immer Kopte, d. h. Ausländer. Erst 1929 gelang es dem Negus Haile Selassie, die Weihe von fünf Äthiopiern zu Bischöfen durchzusetzen, die aber keine Diözesen besitzen und sich eidlich verpflichten mußten, selbst nie einen Bischof zu weihen. Das ist aber wohl der erste Schritt zur Selbständigkeit der äthiopischen Kirche.

Dogma und Kultus

In Dogma und Liturgie stimmt die äthiopische Kirche im allgemeinen mit der koptischen überein. Es finden sich aber in der äthiopischen Kirche Besonderheiten gegenüber allen anderen Kirchen des Ostens, die wohl vornehmlich auf jüdische Einflüsse zurückgehen. So wird in der Zionskirche zu Aksum die angeblich echte alttestamentliche Bundeslade mit den Gesetzestafeln verehrt: die einzelnen Kirchen besitzen Nachbildungen dieser »Bundeslade«, die zur Aufbewahrung der hl. Gaben dienen, und Altarsteine, die den Gesetzestafeln nachgebildet sind; ferner gibt es Tempelmusik mit Posaunen, Zimbeln und Pauken und kultische Priestertänze; neben dem Sonntag wird auch der Sabbath gefeiert; vor der Taufe wird die Beschneidung vorgenommen, die aber mehr Volkssitte als kirchlicher Brauch ist. Im Anschluß an die Taufe und die darauf folgende Myronsalbung erhält der Täufling die hl. Kommunion und nach ihr Milch und Honig, ein Brauch, der sich nur bei den Äthiopiern findet.

Die Besonderheiten der koptischen Liturgie hat auch die äthiopische. Die Normalanaphora der Äthiopier ist die »der heiligen Apostel«, ferner gibt es bei ihnen Anaphoren »Unseres Herrn Jesus Christus«, »Unserer Herrscherin Maria«, des hl. Jakobus »des Bruders des Herrn«, »der 318 Rechtgläubigen« (Väter des ökumenischen Konzils von Nicäa), des

hl. Johannes Chrysostomus und des »hl. Dioskorus« (des monophysitischen Patriarchen von Alexandrien). Die äthiopische Kirche kennt die Liturgie der vorgeweihten Gaben vom hl. Gregor Dialogus (Papst Gregor I.); auch die Verehrung der hl. Ikonen, die Große Wasserweihe am Feste der Erscheinung des Herrn, sogar das sogenannte »Jesusgebet« (»Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme Dich über mich Sünder«) findet sich bei den Äthiopiern.

Aber unter allen christlichen Kirchen des Ostens erscheint uns die äthiopische Kirche doch am fremdartigsten.

Schlußbetrachtung

Eine Vergleichung der Dogmatik und des Rituals der orientalischen Kirchen mit der orthodoxen Kirche ergibt, daß sie — abgesehen von Spuren des Nestorianismus und Monophysitismus — im wesentlichen mit der orthodoxen Kirche übereinstimmen.

Wie die orthodoxe Kirche, so haben auch die Nationalkirchen des Ostens das nicäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis unverfälscht bewahrt. Die Lehre vom Ausgang des Heiligen Geistes aus dem Vater *und* dem Sohne hat bei keiner dieser Kirchen Eingang gefunden.

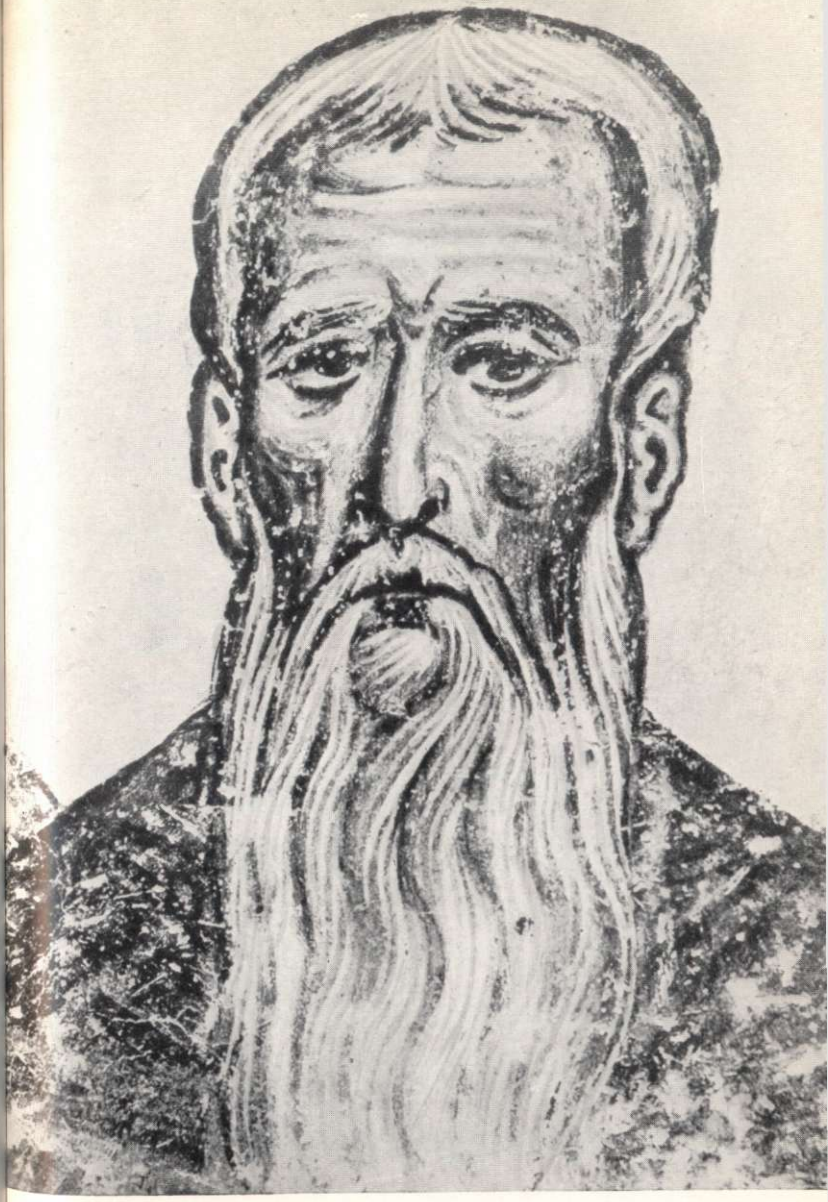
Auch in der Lehre von den Sakramenten herrscht im wesentlichen Übereinstimmung mit der orthodoxen Kirche. Die Taufe wird in der Regel durch dreimaliges Untertauchen vollzogen, das hl. Sakrament der Myronsalbung gleich im Anschluß an die Taufe gespendet. Darin hat sich die altkirchliche Praxis erhalten, wie sie früher auch in der lateinischen Kirche üblich war, denn nach dem *Sacramentarium Gelasianum* wurden Kinder, »wenn der Bischof zugegen ist«, gleich nach der Taufe gefirmt.

Die Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi ist bei allen Kirchen des Ostens die gleiche. In allen östlichen Liturgien, wie auch in

der Liturgie im 8. Buche der Apostolischen Konstitutionen, finden wir nach den Einsetzungsworten die Anrufung des Heiligen Geistes (»*Epiklese*«), die nach orthodoxer Auffassung zusammen ein »unteilbares Ganzes« bilden, während in der römischen Liturgie die Einsetzungsworte allein als zur Wandlung maßgebend angesehen werden. Der Opfercharakter der Liturgie geht aus allen ihren Texten klar hervor.

Das von Christus gestiftete und durch die Apostel und deren Nachfolger fortgepflanzte Priestertum (apostolische Sukzession) verbindet die getrennten orientalischen Kirchen mit der orthodoxen. Überall besteht das äußere Zeichen der Priesterweihe in der Handauflegung. Das mit der Handauflegung verbundene Gebet hat nicht überall denselben Wortlaut, doch findet sich bei allen orientalischen Kirchen bei der Ordination ein Gebet, das etwa mit den Worten beginnt: »Die göttliche Gnade, welche das Mangelnde ersetzt . . .«. Allen gemeinsam ist ferner die Auflegung des geöffneten Evangelienbuches auf den Nacken des zu weihenden Bischofs.

Das Frömmigkeitsideal der orientalischen Sonderkirchen stimmt mit dem der Orthodoxie vollkommen überein. Die den Kirchen des Ostens eigenen liturgischen Formen, die den Geist und das Gedankengut dieses Frömmigkeitsideals zum Ausdruck bringen und realisieren, sind mit den gottesdienstlichen Formen der orthodoxen Kirche entweder völlig gleichartig oder doch diesen sehr ähnlich, da sich an ihnen seit den ältesten Zeiten sehr wenig geändert hat. Indem die orthodoxe Kirche jene Formen, welche sich bereits in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Kirche unter der Wirksamkeit des Heiligen Geistes als Ausdruck des altkirchlichen Bewußtseins im Gottesdienst ausgeprägt haben, treu bewahrt, bietet sie die Gewähr dafür, daß sie noch heute auf demselben Standpunkte steht wie die Kirche der apostolischen Zeit. Wenn heute so oft der Ruf laut wird »Zurück zur Urkirche«, so weiß die orthodoxe Kirche, daß sie dieser Urkirche besonders nahe ist.



DAS GEISTLICHE LEBEN IN DER ORTHODOXIE

EINLEITUNG

Das geistige Leben eines Volkes und demnach eines jeden einzelnen Menschen äußert sich vor allem in der Kultur im weiteren Sinne des Wortes wie Religion, Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Moral, Technik, Wirtschaft usw. Deshalb lernen wir, wenn wir mit der Kultur bekannt werden, auch das geistige Leben kennen, das in ihr verkörpert ist. Das geistige Leben ist gewissermaßen die Seele der Kultur.

Die Kultur besteht aus mehreren in ihrer hierarchischen Reihenfolge geordneten Gebieten, wie sie oben aufgezählt sind. An erster Stelle dieser Reihe steht die Religion. Alle übrigen Gebiete der Kultur werden durch sie bestimmt und sind ihr untergeordnet. Die Kultur eines atheistischen Volkes unterscheidet sich scharf von der religiösen Kultur. Als der Atheismus in die Kultur einzudringen begann, war dieser Unterschied nicht bemerkbar; der religiöse Faktor stirbt nicht auf einmal ab, er wirkt noch lange Zeit auf das Kulturschaffen eines atheistischen Volkes ein, umso mehr als sich die Kultur eines Volkes, besonders in der gegenwärtigen Zeit, von dem Einfluß der Kultur der Nachbarvölker nicht isolieren kann. Religiöse und atheistische Kulturen beeinflussen sich gegenseitig. Trotzdem bleibt zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied bestehen: Die christliche Kultur wird an sich immer den Zug der Jenseitigkeit und des Bewußtseins der Sündhaftigkeit tragen, der zwar häufig verborgen ist, aber zeitweise klar in die Sphäre der bewußten Tätigkeit hervortritt. Auch die konfessionellen Eigentümlichkeiten des Christentums können nicht ohne Einfluß auf die Kultur bleiben. Den drei grundlegenden Konfessionen — Katholizismus, Protestantismus und Orthodoxie — entsprechen auch drei Typen christlicher Kulturen. Unsere Aufgabe besteht darin,

die charakteristischen Züge des geistigen Lebens des orthodoxen Volkes, nicht des christlichen im allgemeinen, klarzustellen.

Der hervorstechendste Charakterzug der Orthodoxie liegt in ihrer Auffassung von der Kirche, die den größten formgebenden Einfluß auf das geistige Leben der Völker des orthodoxen Ostens hatte. Die orthodoxe Lehre von der Kirche muß deshalb die zentrale Stelle in unserer Arbeit einnehmen. Großen Einfluß auf die Seele der Völker, besonders der slawischen, übten die Klöster und das »Starzentum« aus, die im orthodoxen Osten früh auftraten und früh nach Rußland vordrangen.

Eigentlich gibt es eine Lehre von der Kirche in der orthodoxen Theologie fast überhaupt nicht, wie es auch keine streng ausgearbeitete orthodoxe Dogmatik gibt. Die gewaltigen theologischen Arbeiten der großen Kirchenväter beziehen sich auf die ersten Jahrhunderte des Christentums. Es sind dies die Arbeiten eines Basilius des Großen, Gregors des Theologen, Gregors von Nyssa u. a., bei denen es sich aber um die Erforschung einzelner Dogmen in Verbindung mit dem Kampf gegen die Häretiker handelt. Versuche, ein dogmatisches Lehrgebäude zu schaffen, wurden erst verhältnismäßig spät gemacht. Für die Ostchristen ist Christentum, Orthodoxie nicht Lehre, sondern Leben. Es interessiert sie nicht die Theorie, auch nicht dogmatische Systeme, sondern das orthodoxe Leben. Das bedeutet nicht, daß sie etwa kein Verständnis für die Dreifaltigkeit, die Kirche, die Sakramente haben, aber es ist dies keine theoretische, in ein System gegossene und mit dem Verstande erfaßte Lehre von Gott und dem Menschen, sondern ein Verstehen im Sinne eines Erlebens der Orthodoxie. Dieses wird nicht durch theoretisches Erlernen, sondern auf dem Wege künstlerischen Eindringens und auf dem Wege der Liebe zu Gott durch die Liebe zum Menschen erreicht; die Erfahrung lehrt, aber nicht durch Vermittlung der Vernunft, sondern durch das

Herz, durch das Erleben des Bildes, das durch die künstlerische Form hervorleuchtet. In diesen Bildern erscheinen die Chöre der Heiligen oder das unerschaute Geheimnis der Gottheit oder die opfernde Liebe Gottes, des Wortes, kurz, mit der Sprache des Verstandes gesagt — die Dogmen der Orthodoxie. Durch das Kirchenlied, das den Verstand berührt, der aber zu schwach ist, sie zu erfassen, ergießen sich diese Dogmen wie Musik in das Herz des Menschen. Das Lied bewirkt nicht durch seine Worte, sondern als künstlerisches Ganzes einen schöpferischen Akt Gottes, es entzündet ein Licht über dem dunklen Abgrund der Welt; wie ein Funke von Herz zu Herz erfaßt es alle mit einem einzigen Feuer allumfassender Liebe,[3]) offenbart eine neue Welt, die durch die vergängliche Hülle leuchtet, erzeugt neues Leben in dem, der von dem künstlerischen Erleben ergriffen ist. Die Kunst ist eine andere Sprache, verschieden von der Sprache der urteilenden Logik, — eine Sprache, die nicht zum Verstande, sondern zum Herzen des Menschen spricht, die keine neuen Begriffe bildet, sondern neues Leben schafft. Es ist dies eine Sprache, die durch ihre Tiefe und Fülle, durch ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß auf die Seele des Menschen weit mächtiger ist als die des Gedankens. Die Dogmen des Christentums kann man in Begriffen formulieren, in künstlerischen Bildern aber und im Leben kann man sie Gestalt werden lassen. Die Kirche, die Ikonen, Kirchenlieder und Heiligenleben sind eine nach der Form verschiedene, aber vollständige christliche Dogmatik; auch sie sind eine Glaubenslehre, aber in Linien und Farben, in Bildern und Lebensbeschreibungen.

Im Osten hat sich keine Theorie des Christentums gebildet, sondern sie wurde durch Heilige, Starzen, Kirchen, Ikonen, kirchliche Poesie, als vollkommenere und tiefere Verkörperung der Orthodoxie, ersetzt.

Die Glieder der orthodoxen Kirche haben erlebt und erleben in sich die Orthodoxie auf spezifisch orthodoxe Weise,

durch die Ikone, die in ihrem geistlichen Leben einen der wichtigsten Plätze einnimmt, durch Kirchen und Klöster.

Die Ikone ist kein Bild; sie bietet kein Vergnügen und belehrt nicht, sondern sie erhebt und reinigt; sie will nicht eine Darstellung der äußerlich erfaßten Wirklichkeit sein, sondern ein Abbild der geistlich verklärten Welt; sie ist der mystische Vermittler zwischen der jenseitigen Welt und dem »Tränental« des menschlichen Lebens. Der orthodoxe Ikonenmaler bereitet sich durch Fasten und Gebet auf seine Arbeit vor und ruft die Gnade des Heiligen Geistes auf sich herab. »Heilige und erleuchte die Seele deines Dieners«, betete der Ikonenmaler, »führe seine Hand, damit sie würdig und vollkommen die heilige Ikone darstelle.« (Malerbuch des hl. Berges Athos). A. Rublew, der Schöpfer der berühmten Ikone der Heiligen Dreifaltigkeit, richtete alle seine Empfindungen »auf die unsichtbare göttliche Welt und wandte seinen Blick von der vergänglichen irdischen Schönheit ab«, »damit die Brüder beim Anblick der von ihm geschaffenen Ikone der allerheiligsten Dreifaltigkeit den Haß und die Zwiespältigkeit dieser Welt überwinden und den Drang zur Einheit in der Liebe empfinden könnten«. Bei einer solchen Einstellung des orthodoxen Ikonenmalers konnte keine Rede von Naturalismus, auch nicht von äußerlicher Schönheit sein, sondern nur von der möglichst vollendeten Verkörperung des übernatürlichen Seins in sinnlich wahrnehmbaren Formen. Der Künstler war bei der Erschaffung seiner Ikone nicht frei; er stellte in ihr nicht seine Erlebnisse dar, nicht sein Verstehen der jenseitigen Welt, sondern das durch die Kirche ausgearbeitete und in der kirchlichen Überlieferung erhaltene Verstehen der orthodoxen Lehre; er ließ sich durch die von alters her überlieferten Vorschriften für Ikonenmaler leiten, und deshalb war seine Ikone das gesiegelte Leben der Kirche. Auf keiner einzigen orthodoxen Ikone befindet sich der Name des Künstlers, der sie gemalt hat. Die Autorschaft Rublews für die Ikone der Heiligen Dreifaltigkeit wurde auf Umwegen fest-

gestellt. Und das ist verständlich: denn es liegt eine Schöpfung der Kirche, nicht eines einzelnen von ihr getrennten Gliedes, im gegebenen Falle eines Ikonenmalers, vor.

Die orthodoxe Ikone stellt die orthodoxe Welt in Linien und Farben dar. Hier ist alles zu finden: Die Gestalten der Engel, die Glieder der unsichtbaren Kirche, die Geschichte des ganzen Weltalls im geistlichen Sinne (Ikone der vier Evangelisten aus der Moskauer Sammlung Ostrouchowa), und sein Ende, das zugleich der Beginn der Ewigkeit ist (Ikone Johannes des Täufers aus der gleichen Sammlung). In der orthodoxen Ikone ist nach den Worten des Johannes von Damaskus eine Darstellung unserer ganzen Erlösungsgeschichte gegeben. Aus ihr zieht der orthodoxe Christ seine Erfahrung des ökumenisch-orthodoxen Lebens; vor ihr schüttet er alle seine Seelenqualen, alle Bedrängnis seines Lebens in »dieser Welt« aus; in ihr findet er Trost und Hoffnung. Kirejewskij, einer der ersten Moskauer Slawophilen, beschreibt sein erstes Verstehen der Ikone folgendermaßen: »Ich betrachtete einmal in einer Kapelle eine wundertätige Ikone der Mutter Gottes und dachte über den kindlichen Glauben des Volkes nach, das vor ihr betete. Frauen, Greise, Kranke knieten vor ihr, bekreuzigten sich und warfen sich zur Erde. Ich sah aufmerksam in das heilige Antlitz . . . und plötzlich enthüllte sich mir das Geheimnis ihrer wundertätigen Kraft. Jetzt war vor mir nicht mehr eine einfache bemalte Tafel. In ihr haben sich im Laufe ungezählter Generationen geistliche Bitten, leidenschaftliche Gebete unglücklicher, von Leid und Mühsal niedergedrückter Menschen angehäuft; sie war gesättigt mit dieser Glaubenskraft, die sie dann aus sich ausstrahlt, um sich in den Herzen der Betenden zu spiegeln. Sie wurde ein lebendiges Wesen, ein Ort der Begegnung zwischen Schöpfer und Mensch. Indem ich das dachte, schaute ich nochmals auf die Frauen, Greise und Kinder, die vor ihr im Staube lagen, und auf die heilige Ikone. Die Gesichtszüge der Mutter Gottes wurden plötzlich lebendig. Sie schaute mit Augen voller

Mitleid und Liebe auf diese einfachen Menschen . . . und mit allen beugte ich mich vor ihr und betete demütig.« Kirejewskij erkannte hier die grundlegenden Züge der orthodoxen Ikonenverehrung: Die Ikone wird erlebt als Ausdruck des wesentlichen Lebens; sie ist voll »der Gnade und des Lebens«, sie ist die Trägerin des geheimnisvollen Lebens, das durch sie von ihrem Urbilde empfangen wurde; »sie führt den Geist des vor ihr Betenden sofort und unmittelbar von dem Bilde zu den dargestellten Dingen selbst, als würden diese vor ihm selbst gegenwärtig sein«. Die Ikone führt den vor ihr Stehenden in die jenseitige Welt. Diese Verbindung des Sinnlichen und Übersinnlichen, des Göttlichen und Menschlichen entspricht dem Bedürfnis des Menschen, an einer konkreten Gegebenheit, an einer, wenn auch nur teilweise, so doch wirklich vorhandenen Erlösung einen Halt zu finden. Die Heiligen sind dem Menschen notwendig nicht nur als Fürsprecher bei Gott, sondern auch als Stütze unseres Glaubens an die Möglichkeit der Erlösung und an die Richtigkeit unseres Weges. Die Ikone ist wie »alles Vergängliche nur ein Gleichnis«, aber ein Gleichnis des Ewigen. Nicht umsonst haben sie die Griechen »*eikon*« genannt (die Russen nennen sie entweder nach dem Griechischen »*Ikona*« oder russisch »*Obraz*«), worunter man ein jenseitiges, geistliches Bild, niemals aber ein gewöhnliches Bild versteht.

Die Ikone als sinnfällige Verkörperung der jenseitigen Welt, als mystische Vermittlerin zwischen Himmel und Erde, als Stütze der Hoffnungen des Glaubens und Quelle des Trostes und der Kraft in den irdischen Trübsalen, hat eine große Bedeutung im alltäglichen Leben des orthodoxen Menschen. Sie heiligt alle wichtigen Ereignisse im menschlichen Leben: man schenkt sie dem Neugeborenen, mit ihr segnet man die Neuvermählten, man gibt sie dem Sterbenden in die Hände als »Tür« aus diesem Leben in die Ewigkeit, sie begleitet auch den Gläubigen auf seinem letzten Wege zum Orte seiner irdischen Ruhestätte. Es gibt auch heilige wunder-

tätige Ikonen, die in der ganzen orthodoxen Welt verehrt werden, so die »Iberische Ikone« der Gottesmutter und andere.

Das Gotteshaus ist nach orthodoxer Auffassung nicht nur das Haus des Gebetes, nicht nur der Ort des Vollzugs der Sakramente und Riten, sondern in erster Linie die Verkörperung der Kirche in der ganzen Fülle ihres Lebens. Die Sophienkirche in Konstantinopel (VI. Jahrhundert) verkörpert in sich sowohl das Abendmahl wie auch den Leib Christi. Am oberen Platze in der Apsis der Sophienkirche war eine Darstellung der Eucharistie. An den Wänden waren nach der ältesten Überlieferung Abbildungen der zwölf Brote, mit denen Christus das Abendmahl mit seinen Jüngern feierte, und wodurch er das alte Pascha beendete und das neue begann. In dem Hauptaltarraum der Sophienkirche stand der Tisch, an dem Christus am Gründonnerstag mit seinen Jüngern das Abendmahl feierte. Die Kirche war ein Abbild des Leibes Christi, der Kirche, die ihre Glieder mit Christi Leib und Blut nährt. Sie war Christus geweiht, als der erstgeborenen »Sophia«, als der vom Vater geborenen Weisheit, die durch ihre Kraft die Welt erschuf, erhält und zur Einheit mit Gott führt. Hier ist nicht einfach die Kirche als Leib Christi verkörpert, sondern gleichzeitig ist auch ihre Dynamik angedeutet: die Weisheit baute sich ein Haus, bereitete den Tisch und rief alle, zur Einsicht, zur hl. Weisheit, zu kommen. Die gleiche Idee der einen, allgemeinen Kirche ist auch in der Sophienkirche von Nowgorod verkörpert. Christus, die Weisheit, das Wort, ist in der Kuppel, die das ganze Gebäude abschließt, dargestellt mit halbgeschlossener Hand, als würde er alles halten, was an den Wänden der Kirche dargestellt ist, angefangen von der Kuppel bis zu dem unteren Teil am Boden: die alttestamentlichen Gerechten, die Apostel, Märtyrer, Heiligen und zuletzt ganz unten das alltägliche Leben des Menschen und die Natur. Die ganze Welt ist — »in der Hand Gottes«, alles wird durch Ihn gehalten in der ökumenischen Kirche.

Eigentümlich ist auch die innere Einrichtung des orthodoxen Gotteshauses. Es zerfällt in drei Teile: der erste, der dem Haupteingang zunächst gelegene Vorraum, der zweite, die irdische Kirche, der dritte, der Altar — der Himmel mit dem Throne Gottes, des Allherrschers. Himmel und Erde sind durch die Bilderwand (Ikonostase) getrennt, auf der die Heiligen dargestellt sind und ganz oben die »*Deisis*«: Jesus Christus und zu beiden Seiten die Mutter Gottes und Johannes der Täufer, die sich im Gebet vor ihm neigen als Fürsprecher für die, die auf der Erde leben. In der Mitte der Bilderwand ist die königliche Tür; sie ist der geöffnete Himmel, aus dem Gott auf die Erde kommt, durch den die Engel, Gottes Diener, unaufhörlich ein- und ausgehen um unsere Gebete zum Throne Gottes zu tragen. Diese Tür ist mit einem Vorhang verschlossen, der unsere Fleischlichkeit symbolisiert, die uns daran hindert, den Himmel zu schauen. Aber bei feierlichen Momenten des Gottesdienstes wird der Vorhang weggezogen, die Tür geöffnet, und dann offenbart sich dem Blicke der Gläubigen der Himmel und der Thron Gottes wird sichtbar. Die hintere, westliche Wand der Kirche, meistens die Wand des Vorraumes, ist mit Bildern aus der Apokalypse von dem Ende der Welt bemalt. Diejenigen, die in die Kirche eintreten, sollen ihre Gedanken auf das Ende der Welt richten, sollen ihren ganzen Willen konzentrieren »auf die Erfüllung der Zeiten, damit alles, was im Himmel und auf Erden ist, in Christo als dem Haupte geeint würde« (Eph. 1, 10). Damit wird nicht nur die Dynamik, die Zielrichtung des Lebens der Kirche, sondern auch das apokalyptische Endziel ihres Strebens angedeutet.

In den Klöstern erinnert der dem Eingang zunächstliegende und vom Himmel-Altar am weitesten entfernte Teil der Kirche, der sogenannte »Tischraum«, unwillkürlich an den Tisch im Hauptaltarraum der Sophienkirche von Konstantinopel; es sind zwei Tische, im Altarraum und im Vorraum; auf dem Altartische der Leib und das Blut Christi,

hier gewissermaßen seine Fortsetzung — der Tisch der Gläubigen. In den Klöstern ist bis heute die Einnahme der Mahlzeiten in diesen Vorräumen, die leider in neuerer Zeit auch räumlich von der Kirche getrennt sind, gewissermaßen eine Fortsetzung des Gottesdienstes, besonders der Liturgie. Der Tisch in den Klöstern erinnert an die »Liebesmahle«. Darauf deutet auch der ganze Ritus bei Tisch sowie der aus alter Zeit erhaltene Brauch der sogenannten »Panhagia« hin. Nach Beendigung der Liturgie und nach dem mit dem Klangholz gegebenen Zeichen begeben sich der Abt und nach ihm die Mönche zu zweien unter dem Gesang des 144. Psalmes in den Speisesaal. Im Speisesaal stellen sich alle an die ihnen bei Tisch bestimmten Plätze. Der Abt legt an einen besonderen Platz das Brot, die »Prosphore«, die bei der Liturgie der Gottes Mutter geweiht wurde, die nach alter Überlieferung selbst nach der Himmelfahrt Jesu Christi an den gemeinsamen Mahlzeiten der Apostel teilnahm. Nach ihrem Entschlafen blieb ihr Platz bei Tisch leer und für sie wurde wie immer ein besonderes Brot hingelegt. Und so wird es nach der Überlieferung seit den Zeiten der Apostel bis auf den heutigen Tag in den Klöstern der orthodoxen Kirche des Ostens gehalten. Ein vom Abte bestimmter Mönch, meist ein Diakon, beginnt darauf mit dem Segen des Abtes aus den Heiligenleben oder den Werken der Kirchenväter zu lesen. Nach Beendigung der vorgeschriebenen Gebete und nachdem die Speisen vom Abte oder einem dazu bestimmten Priester gesegnet wurden, beginnt man unter Beobachtung absoluten Schweigens, wobei aufmerksam auf die Tischlesung gehört wird, zu speisen. Nach Beendigung der Mahlzeit beginnt der Ritus der »Erhebung der Panhagia«. Der Abt erhebt das Brot, die Prosphore, macht mit ihm eine kreuzförmige Bewegung vor der Ikone der Mutter Gottes mit den Worten: »Allheilige Gottesgebärerin, hilf uns«; die anwesenden Mönche singen: »Durch ihre Gebete, o Gott, erbarme dich unser« und: »Dich preisen alle Geschlechter,

Gottesgebärerin Jungfrau . . .« sowie »Würdig ist es, in Wahrheit . . .« Darauf bricht der Abt das Brot und teilt es an alle aus. Nach dem Genusse des Brotes werden vom Abt oder dem dazu bestimmten Priester die Dankgebete gesprochen, und alle verlassen in der gleichen Ordnung wie beim Eingang den Speisesaal.

Dieser ganze Ritus der Tischordnung bildet sozusagen die Fortsetzung des Gottesdienstes. Die Einnahme der Speise erhält eine besondere religiöse Bedeutung; sie hört auf, ein natürlicher Vorgang zu sein; sie wird in eine übernatürliche Welt erhoben und ihr Ziel erhält einen religiösen, gewissermaßen mit der Eucharistie verbundenen Charakter.

Die Kirche und ihr äußeres Abbild, das Gotteshaus, wurde der Mittelpunkt des Lebens in den orthodoxen Ländern. Das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode, alle seine wichtigsten Ereignisse — Schulbeginn, Eheschließung, jeder Schritt im Leben — Beginn und Ende der Arbeit, Reise und Heimkehr, Krankheit und Wiedergesundung, — alles wurde durch die Kirche geheiligt; das Kirchenjahr mit seinen Festtagen und Fastenzeiten bestimmte die ganze Lebenshaltung des Volkes. Das Wesentlichste aber ist, daß die Kirche die ganze Weltanschauung des Volkes bestimmte. Sie lehrte die Kinder aus Kirchenbüchern lesen und schreiben; sie unterrichtete sie in Kirchenmalerei und Kirchengesang; sie lehrte sie endlich die konkrete Verkörperung der Orthodoxie im Leben der Klöster und besonders der heiligen Asketen. Das Volk verlangte nach dieser Verkörperung; sein natürlicher Wirklichkeitssinn begnügte sich nicht mit dem intellektuellen und noch weniger mit dem worthaften Bekenntnis der Orthodoxie, sondern forderte, daß das ganze Leben ein Bekenntnis zu ihr sei. Für das Volk bedeutete Religion — Leben; die Religion wendet sich nach seiner Auffassung nicht nur an den Verstand oder das Gefühl, sondern erfaßt das Leben der gesamten Persönlichkeit. Auch die Orthodoxie selbst kann nicht aufgeteilt werden in Dogmatik, Liturgik und

Moral, von denen die eine durch den Verstand erfaßt wird, die andere sich an das Gefühl, besonders das ästhetische Empfinden, die dritte an den Willen des Menschen wendet; die Orthodoxie ist einziges, ungeteiltes Leben: Leben, und nicht Theorie — Dogmen; Leben, und nicht künstlerisches Drama — Gottesdienst; Leben, und nicht Werke der Barmherzigkeit und Übungen der Frömmigkeit — orthodoxe Moral, sie ist ein einziges, zu einem Ganzen innerlich verbundenes Leben. Die Orthodoxie fordert die heldische Tat des Lebens, das Wachstum der inneren Wiedergeburt; sie ist eine Bewegung der ganzen Persönlichkeit von dem alten Adam zu dem neuen Menschen in Christus; sie verlangt den vollständigen Bruch mit dem Leben »dieser Welt«. Die Orthodoxie macht keinen scharfen Unterschied zwischen mönchischer und weltlicher Moral. Die Väter der orthodoxen Kirche des Ostens betrachten als Ziel des Christen die Erlösung, als Ziel des Mönchstums die Vervollkommnung, aber die Grundlage beider ist die wirkliche, nicht nur worthafte, Wiedergeburt des Menschen, nicht die Änderung seiner Stimmung, sondern die Änderung der ganzen Struktur des menschlichen Organismus: Sichlosreißen von der Knechtschaft der natürlichen Triebe, Unterwerfung des Fleisches wie auch der Triebe unter die Seele, und der Seele unter den Geist. Diese Wiedergeburt ist ein langwieriger und schmerzhafter Prozeß, der Selbstaufopferung und große Kraftanstrengung erfordert. Er geht nur allmählich vor sich, braucht eine erfahrene Führung und wirkliche Stütze für den menschlichen Willen. So eine Stütze bildet in erster Linie die Gnade, die durch die Kirche in den Sakramenten mitgeteilt wird, eine solche Stütze stellen aber auch die realen »Bilder« der Menschen, die die Vollkommenheit erreicht haben, der heiligen Asketen dar. Das ist auch der Grund, warum der orthodoxe Mensch so leidenschaftlich nach der Verkörperung der Kirche auf Erden strebte und sich so unwiderstehlich zu den Gerechten dieser Erde hingezogen fühlte. Die Kirche zog

die Leute an nicht als Haus des Gebetes, auch nicht als Ort der Vollziehung der Sakramente, sondern als sichtbares Abbild der unsichtbaren Kirche Christi. Die Kirche ist die Verkörperung des Kosmos in seiner Dynamik mit Himmel und Erde, sie ist eine Welt in der Hand Gottes, die sie von dem diesseitigen Leben zum himmlischen Jerusalem führt. Architektur, kirchliche Malerei, Gottesdienst und die heiligen Bewohner der Klöster, alles dies zusammengenommen, bestimmte das geistliche Leben der orthodoxen Menschen. Die Kirche, nicht als Gotteshaus, sondern als geheimnisvoller Leib Christi, wurde der Mittelpunkt des Lebens der orthodoxen Menschen, wurde das Ganze, das wie eine Melodie im Verhältnis zu den sie bildenden Tönen das ganze Leben ihrer Glieder leitet und erhebt. Der Glaube an die »eine, heilige, allgemeine und apostolische Kirche« bildet den »Sauerteig«, der das geistliche Leben in der Orthodoxie bestimmte.

Um die Eigenarten dieses Lebens zu verstehen, ist es notwendig, sich der orthodoxen Auffassung von der Kirche, der Charakteristik des orthodoxen Mönchtums und des innerhalb desselben entstandenen Instituts des Starzentums, und endlich den Eigenheiten des orthodoxen Gottesdienstes, der ebenso ein wesentlicher Faktor bei der Bildung des geistlichen Lebens eines Volkes ist, zuzuwenden.

Dieses Leben ist natürlich ein Ideal, das die Orthodoxie zu allen Zeiten anstrebt; in der vergangenen war es ziemlich vollständig verwirklicht, zeitweise aber sinkt es, wie die Stadt Kitesch, auf den Grund der Volksseele; niemals aber ist es ganz verschwunden, und es hat auch nie aufgehört, von der Tiefe der Seele auf die Oberfläche des Bewußtseins zu wirken. Iwan der Schreckliche war ohne Zweifel ein krankhafter Mensch, aber ebenso sicher ein Sohn seines Volkes, der im Resultat seiner Krankheit die elementaren Anlagen des Volkes bis zu ihren äußersten Grenzen steigerte. Die Anfälle von Zorn und blutiger Grausamkeit wechselten bei ihm mit hysterischen Tränen der Reue und Gebeten für

die unschuldig Verurteilten. Am Ende seines Lebens wurde er nicht nur Mönch, sondern empfing auch das »Schima«. Die heiligen Väter, deren Werke damals bereits in die russische Sprache übersetzt waren, waren der Ansicht, daß das Wesentliche bei der Tätigkeit des Mönchs, ja in seinem ganzen Leben, die Tränen seien. »Und was versteht man unter Tränen?« — fragt der hl. Isaak (21. Homilie), — »es ist seine Buße, sein Gebet.« Das Schima Iwans des Schrecklichen waren seine Reuetränen über das durch ihn vergossene Blut. Nur unter der Voraussetzung, daß das Volk in seiner Seele das Ideal des Lebens in der Kirche als dem Leib Christi trug, konnte es seine eigene Sündhaftigkeit sehen, und nicht nur sehen, sondern sie auch verwünschen.

Fall und Buße! Den Fall erlebt Puschkin als Sünde vor Gott. Das bedeutet, daß er trotz des Falles dennoch vor Gott steht. Es sind das die Früchte seiner kirchlichen Erziehung durch das Kindermädchen Arina, von der er nicht nur Sprache und Märchen, sondern auch die Idee der Kirche Gottes empfing. Dies ist die tief in die Seele der orthodoxen Völker eingepflanzte Idee von der Kirche; ihr hat er es zu verdanken, daß er auch jetzt noch vor Gott steht und daß er seinen Fall nicht als Fehler, ja nicht einmal als Übertretung ansieht, sondern als Sünde, deren Erkenntnis ihn zur Buße zwingt. Dieses Stehen vor Gott, dieses Gefühl der Zugehörigkeit zur Kirche macht sein geistliches Leben bei allem Fallen zu einem anderen, als bei Menschen, die nur Fehler und Übertretungen kennen, die nur vor dem Richterstuhl ihres eigenen Ichs, ihres eigenen Verstandes stehen.

DIE ORTHODOXE LEHRE VOM LEBEN DER KIRCHE

Die Frage der Kirche ist in der orthodoxen Theologie theoretisch wenig bearbeitet. Das bedeutet jedoch nicht, daß man dieser Frage bei den Orthodoxen keine Beachtung schenkt. Die ältesten und bedeutendsten Kirchen der orthodoxen Zentren in Konstantinopel, Kiew, Nowgorod waren der hl. Sophia — der Kirche geweiht, auch die Wandmalereien in der Kirche der hl. Sophia in Nowgorod. In der orthodoxen Theologie gab es bis in die neueste Zeit keine bedeutenden Abhandlungen über das Dogma von der Kirche (die einzige hervorragende Abhandlung war die Arbeit Chomjakows in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Man beschäftigte sich mit diesem Dogma mehr vom praktischen Standpunkt aus, nicht mit dem inneren Leben der Kirche, sondern mit der äußeren administrativen Organisation.

Die Geburt Christi als das Herabsteigen Gottes in die Welt ist der Anfang der Gründung der Kirche, deren Aufgabe es ist, die Welt zu vergeistigen, den Himmel mit der Erde zu vereinigen, den Menschen umzugestalten und zum Himmel emporzuheben, ihn »erneuernd im Geiste des Verstandes, und anziehend den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit.« (Eph. 4, 23. 24). Durch Seinen Tod und Seine Auferstehung hat Christus den Grund zur Kirche gelegt (1. Kor. 3, 11). »Er ist der auserwählte, köstliche Eckstein; der lebendige Stein.« (1. Petr. 2, 4. 6). Nach Seiner Himmelfahrt haben Seine Schüler dieses Werk fortgesetzt. Auf den Vorschlag des Apostels Petrus wählten die in Jerusalem versammelten Apostel einen Stellvertreter für den abgefallenen Judas

(Apg. 1, 15, 25. 26). Die Vollendung dieser Vorbereitung und der Beginn der Errichtung des Gebäudes der Kirche war die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Jünger Christi. Die Apostelgeschichte beschreibt dieses Geschehnis folgendermaßen: »Als der Tag des Pfingstfestes gekommen war, waren alle einmütig an demselben Orte. Da entstand plötzlich vom Himmel herab ein Brausen, gleich dem eines daherfahrenden gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, wo sie saßen. Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen wie von Feuer, und es ließ sich auf einen jeden von ihnen nieder. Und es wurden alle mit dem Heiligen Geiste erfüllt und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden, so wie der Heilige Geist ihnen verlieh auszusprechen.« . . . Petrus sprach zu den in Jerusalem zum Feste versammelten Juden: »Tuet Buße, und ein jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden; so werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen.« . . . Viele ließen sich taufen, und »alle Gläubigen waren beisammen, hatten alles gemeinsam und verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens und in den Gebeten.« (Apg. 2, 2. 3. 4. 38. 41. 42. 44). So wurden am Pfingstfeste die ersten lebendigen Steine zu den Mauern der Kirche Christi gelegt und es begann ihr Bau, der bis zum heutigen Tage dauert und bis in alle Zeiten dauern wird, es begann ihr Leben: die Predigt der Apostel, die Belehrung der Glieder der Kirche, ihre Taufe, der Empfang des Heiligen Geistes, die Gemeinschaft, das Brotbrechen und das gemeinsame Gebet. Hier sind alle grundlegenden Momente im Leben der Kirche aufgezählt: ihre Vereinigung mit Christus — dem Grunde der Kirche, die enge Verbindung aller Glieder der Kirche zu einer Familie, der Empfang des Heiligen Geistes in den Mysterien, die Lehre und das Gebet.

Hier beschreibt der Apostel auch das erste Wunder der Kirche — die Predigt an die Versammelten in »ihren Sprachen.« Dieses Wunder ist charakteristisch. In ihm wird die

bei den Erbauern der Kirche vorgegangene Veränderung betont, die gerade im Gegensatz steht zu der Veränderung, die im Alten Testamente in wunderbarer Weise bei den Erbauern des »Babylonischen Turmes« vor sich ging, die alle in ihrer, den anderen unverständlichen Sprache zu sprechen begannen. Der »Babylonische Turm« wurde von Menschen gebaut, die den Willen Gottes durch ihren eigenen Willen ersetzen, die das Leben nicht auf dem göttlichen Grunde, sondern auf der Autonomie ihres eigenen Ich aufbauen wollten. Indem sie sich von Gott trennten, trennten sich die Menschen auch von einander. Der Grund der Kirche ist — Gott; in Ihm sind alle Menschen, die die Kirche bauen, geeint; ihre Sprache ist die Sprache der Liebe, die alle zu einer Familie Christi vereint. Der »Babylonische Turm« ist die Stadt dieser Welt und der Weltmenschen. Er steht im Gegensatz zur Kirche — der Stadt Gottes. Dort sind — Uneinigkeit, Trennung, Feindschaft, hier — Liebe, Einigkeit, Lebensgemeinschaft.

Das Thema von der Kirche und dem neuen Leben in ihr wurde das Grundthema der apostolischen Predigt. Der Brief des Apostels Paulus an die Epheser ist speziell diesem Thema gewidmet. Und auch später wird man nicht müde, von ihm zu sprechen. Der sel. Augustinus schreibt sein Werk über die »Stadt Gottes«. In Rußland schreiben Chomjakow und Wladimir Solowjew theologische Abhandlungen, in denen das Thema von der Kirche Christi die zentrale Stelle einnimmt. Das Leben der Christen von den apostolischen Zeiten bis in unsere Tage gilt dem Bau der Kirche.

Im Griechischen bedeutete der Begriff »ekklesia«, der unserem Wort Kirche entspricht, ursprünglich eine Vereinigung, eine Versammlung von Menschen, die durch irgendeinen äußeren Faktor bedingt war: die von dem Oberhaupte einer Stadt einberufene Versammlung ihrer Einwohner oder Vertreter; eine durch irgendein Ereignis, das die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog, entstandene Versammlung

der Masse. Deshalb unterschied man zwei Arten von Versammlungen: gesetzliche und geregelte (*ennomos ekklesia* Apg. 19, 39) und ungeordnete Versammlungen der Masse (*he ekklesia synkechymene* Apg. 19, 32). In den ersten christlichen Jahrhunderten begann man unter dem Begriff »*ekklesia*« religiöse Versammlungen und religiöse Vereinigungen zu verstehen, zum Unterschied von »*synodia*«, womit man die Versammlungen von Wallfahrern, die unterwegs waren, Karawanen, verstand (Luk. 2, 44); bei den Juden bedeutete das Wort »*synodia*« mit dem Zusatz »*presbeutou*« die Versammlung der Priester, der Ältesten einer religiösen Vereinigung (Nehem. 7, 5. 64), später wurde dieses Wort von dem Begriff »*synodos*« abgelöst. Gegenwärtig steht dem Begriff Kirche als religiöser Vereinigung eigener Art das Wort Nation als biologische, blutsmäßige Vereinigung, und der Staat als äußerliche, auf Macht und Gesetz begründete Vereinigung gegenüber.

Nach dem Sündenfall der Menschen trat an die Stelle des Schöpfungsaktes Gottes der »Hausbau« unserer Erlösung. »Das Haus Gottes ist die Kirche des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit.« (1. Tim. 3, 15). Und dieser Bau der Kirche begann damit, daß »Gott im Fleische erschienen, gerechtfertigt im Geiste ist, sich den Engeln gezeigt hat, den Heiden gepredigt wurde, geglaubt von der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit.« (1. Tim. 3, 16). So stellt der Apostel Paulus zusammengefaßt, konspektiv den Bau der Kirche dar, den Bau des Hauses Gottes zu unserer Erlösung. Das Anfangsmoment des Hausbaues — Gott das Wort ist im Fleische erschienen; Gott ist in die Welt und in die menschliche Geschichte eingetreten, indem er nicht nur scheinbar, sondern wahrhaftig einen menschlichen Leib mit Fleisch, Seele und Ebenbildlichkeit Gottes annahm. Der Herr Jesus Christus hat in seiner Person Göttliches und Menschliches, Himmel und Erde, Leib und Geist vereinigt. Er ist der Erstling, der Anfang des kosmischen Prozesses, der die ganze

Welt zu Gott hinführen und alles seinen Füßen unterwerfen soll. »Auf daß sie alle eins seien«, betete Christus im Garten von Gethsemane, »gleichwie Du, Vater, in Mir und Ich in Dir; daß auch sie in Uns eins seien.« (Joh. 17, 21). Nach dem Bilde der hl. Dreifaltigkeit muß die ganze Welt eins werden mit Gott. Das ist das Ziel des Kommens Christi in die Welt, seines Eintrittes in die Weltgeschichte. Christus ist der Weg zu diesem Endziel des Seins, aber der Weg, den die Menschheit selbst gehen muß. Gott hat den Menschen bei seiner Erschaffung mit Freiheit ausgestattet, und hat, indem er ihm nicht die letzte Vollkommenheit gab, es ihm überlassen, selbst und freiwillig dem Endziele zuzustreben. Unsere Füße sind auf den Weg des Friedens gestellt (Luk. 1, 79), aber gehen müssen wir selbst. Christus wollte die freie Hinwendung des Menschen zu Gott, die freiwillige Wiederherstellung der harmonischen Ganzheit des ursprünglich geschaffenen Adam im Menschen. Der Leib des Herrn, in dem sich Staub und Geist vereinigt haben, ist nicht nur ein Vorbild dessen, was der Mensch werden kann und werden soll, sondern er ist der Anfang dieses Werdens selbst. Jetzt kann jeder, wenn er nur will, in das Haus Gottes, in das Vaterhaus, in den Leib Christi eingehen, und nicht nur eingehen, sondern auch ein Glied der Familie dieses Vaterhauses werden, vereint werden mit ihr, wie die Glieder des Körpers im Leibe vereint sind.

Dieses Eingehen in die Kirche wird in dem Mysterium der Taufe vollzogen. Aber das Mysterium ist keine magische oder mechanische Wirkung der Gnade auf den Menschen. Der Mensch muß zu Gott gehen, er muß die Vereinigung mit Seinem Leibe selbst wollen; und nicht nur wollen, sondern sich auch um diese Vereinigung mit Ihm bemühen. Der Priester fragt den Täufling dreimal: »Sagst du dich los von dem Teufel und allen seinen Werken und allen seinen Engeln, und allem seinem Dienste und aller seiner Hochmut? . . . Verbindest du dich mit Christus . . . und glaubst du an Ihn?«

Bei der Weihe des Wassers betet der Priester in einem stillen Gebet zu Gott: »Erscheine, Herr, über diesem Wasser, und lasse den, der in ihm getauft werden soll, umgewandelt werden, damit er den alten Menschen, der durch die sündhaften Begierden vergänglich ist, ablege und einen neuen anziehe, der erneuert ist nach dem Bilde dessen, der ihn geschaffen hat, damit er, der durch die Taufe Deinem Tod ähnlich geworden ist, auch der Auferstehung teilhaftig werde.« Der Taufbrunnen mit dem Wasser bedeutet sowohl die gebärende Mutter wie auch das Grab und die Erde; dreimal wird der Täufling untergetaucht zum Andenken an das dreitägige Liegen Christi im Grabe. In der Syrischen Kirche gießt der Priester mit der einen Hand Wasser auf das Kind, die andere Hand legt er ihm auf den Kopf, um damit die Schöpferhand des Herrn zu versinnbildlichen. Diese zweite Geburt, zweite Schöpfung, Begräbnis und Auferstehung mit dem Kreuz vollzieht nicht der Priester, sondern Gott selbst. Deshalb beginnt auch die Taufformel mit den Worten »Getauft wird . . .«, und nicht mit »Ich taufe dich . . .« Die Taufe wird auf Grund der liturgischen Texte bei Severus von Antiochien (90. Hymnus) »geistliche Mutter« genannt, weil sie durch die Kraft des Heiligen Geistes den geistlichen Kindern der Kirche das Leben gibt. Der Täufling gibt bei dem Vollzug dieses Mysteriums selbst oder durch seinen Paten das Versprechen, daß er ein neues Leben anfangen und führen wird. Die bei den Mysterien von dem Menschen verlangte Mitwirkung ist die Liebe, die in der ganzen Lehre Jesu Christi, und im besonderen in Seiner Lehre von der Kirche die zentrale Stelle einnimmt. Die Liebe ist nicht eine Emotion, nicht ein Erlebnis im Bewußtsein, sondern eine reale vereinigende Kraft. Sie ist ebenso unsichtbar und geheimnisvoll wie die Anziehungskraft der Erde. Geheimnisvoll ist sie auch in der Kirche. Christus und die Apostel bringen die Familie und die Kirche in nahe Beziehung; das Verhältnis Christi zu den Menschen vergleichen sie mit dem Verhältnis

zwischen Bräutigam und Braut, und legen ihm offenbar das gleiche Gefühl der Liebe zugrunde, das die Menschen in der Familie und in der Kirche vereint.

Die Liebe ist eine Kraft auch in anderer Hinsicht; sie ist Selbstaufopferung, Hingabe seiner selbst an einen anderen. Indem Er die Welt geliebt hat, ist Christus in die Weltgeschichte eingetreten. Diese Seine Herabkunft war ein übergroßes Opfer. Er, der Gott gleich war, »hat Sich selbst erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen.« (Phil. 2, 6). Sein ganzes irdisches Leben bis zu Seiner Auferstehung war von Leiden erfüllt und endete mit dem größten Opfer: Er hat Sein Blut vergossen und den Tod auf Sich genommen aus Liebe zu den Menschen. Die Kräfte der Hölle wollten frohlocken: Der Sohn Gottes ist gestorben und aus der Welt gegangen und hat diese ihrer Gewalt überlassen. Aber Christus, der durch Seine Menschwerdung in die Welt gekommen ist, hat Sich durch Sein Blut und Seinen Tod noch stärker mit der Welt und mit der Menschheit verbunden. Er ging in die Unterwelt, aber er war gleichzeitig »auf dem Throne mit dem Vater und dem Geiste, Er, der alles erfüllt, der Unbeschreibliche.« Nach Seiner Auferstehung ist Er sichtbar in die Welt zurückgekehrt, die Er auch vorher nicht verlassen hatte. Als Erstling und Anfang zieht Christus die Welt zu Sich zur Vereinigung mit Ihm, zu ihrer Vergöttlichung. Die Menschen genießen Seinen vergöttlichten Leib und Sein vergöttlichtes Blut in dem Mysterium der Eucharistie, und werden so untrennbar eins mit Ihm.

In den ersten und in allen folgenden Jahrhunderten nahm die Eucharistie die zentrale Stelle nicht nur im gottesdienstlichen Leben, sondern im ganzen Leben der Christen überhaupt ein. Sie war das Herz des Leibes Christi, die Konzentration des Lebens der Christen, die Quelle ihrer engen inneren Verbindung. Das Brot wird gebrochen, das Lamm Gottes zerteilt, um in jede individuelle Einheit der Kirche einzugehen, aber nicht um als Teil einzugehen, sondern als

Ganzheit und dadurch alle in dem ganzen, ungeteilten Leibe Christi zu vereinen. Die Offenbarung dieser Einheit nach außen ist die Liebe zu allen Gliedern der Kirche und selbst zu denen, die sich außerhalb der Kirche befinden, die Wohltätigkeit, die Fürsorge für andere, das Gebet für alle, wie ja das eucharistische Opfer selbst »für alle und für jeden« dargebracht wird. In der Lehre der zwölf Apostel werden im zweiten, liturgischen Teil drei Gebete angeführt, von denen das erste und das dritte zeigen, daß die Christen schon im ersten Jahrhundert die Eucharistie als Quelle der einigenden Liebe, als mystische und nicht nur moralische Kraft betrachteten. »Wie dies gebrochene Brot zerstreut war in Körnern auf den Bergen und gesammelt ein Einiges wurde, so laß Deine Kirche gesammelt werden in Dein Reich von den Enden der Erde . . .« Im dritten Gebet heißt es: »Gedenke, Herr, Deiner Kirche, sie zu erlösen von allem Bösen und sie zu vollenden in Deiner Liebe: führe sie, die geheiligte, von den vier Winden zusammen in Dein Reich, das Du ihr bereitet; denn Dein ist die Herrlichkeit und die Ehre in Ewigkeit.« Die »*koinonia*« — Gemeinschaft, Einheit wird von Klemens von Rom als etwas Metaphysisch-Innerliches, auf der Liebe Begründetes betrachtet. Im Anschluß an den Apostel Paulus nennt er sie »*haplotes tes koinonias*«, d. h. eine Einheit, die nicht auf Erwägungen der Nützlichkeit, nicht auf einer äußeren Autorität, und natürlich noch viel weniger auf Zwang, sondern auf dem inneren Trieb des Herzens beruht. Die bindende Kraft in der Kirche muß die Liebe und Einmütigkeit sein, nicht aber äußerliche Anordnungen (Kap. 49 und 54); das ist die Einheit des Leibes und Blutes Christi (1. Kor. 1, 9; 10, 16. 17), die Einheit des Glaubens (Phil. 2, 1; 3, 10), die Einheit des Lichtes und der Liebe (1. Joh. 1, 3. 6. 7; 4, 7. 16).

Es ist charakteristisch, wie der Apostel die Realität des Leibes Christi und die Realität des Eingehens in Ihn durch »das Brotbrechen« betont. »Ich bin das lebendige Brot, das

vom Himmel gekommen ist; wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit.« (Joh. 6, 51). »Nehmet, esset«, sprach er zu Seinen Jüngern in der Abschiedsrede, »das ist mein Leib«; und indem er ihnen den Kelch gab, sprach er: »Trinket alle daraus, denn das ist mein Blut.« (Matth. 26, 26. 27). Es ist der wirkliche Leib Christi, wirklich ist auch unser Eingehen in Ihn, real und nicht metaphorisch werden wir Glieder Seines Leibes. Sein Leib wird in realer Weise von immer neuen Teilchen erfüllt, die in Ihn eingehen. Dieser Leib ist die Kirche. Ihr Grund wurde damals gelegt, als Christus in dem kleinen Orte Bethlehem geboren wurde. Damals ist Christus vom Himmel gekommen, und die heilige Jungfrau erhob sich in höchster Demut zu Gott. Und in dieser Herablassung Gottes und Demut der Jungfrau vollzog sich die Fleischwerdung des Wortes, wurde der Grund zur Kirche gelegt. Der Leib Christi, der hier geboren wurde, begann zuzunehmen an Weisheit und an Alter (Luk. 2, 52). Es begann eine neue Geschichte, das Wachstum der Kirche Christi, die der Weg für die Menschheit wurde. »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« (Joh. 14, 6) sagte Jesus Christus. Diese Worte müssen durchaus realistisch verstanden werden: Christus hat nicht den Weg gezeigt, sondern er ist in Wirklichkeit der Weg. Wir müssen in Seinen Leib eingehen; mit Ihm und in Ihm müssen wir sanft und demütig werden, sterben und begraben werden. Der Apostel Paulus betont den Realismus dieser Worte Christi: »Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesus Christus getauft sind, die sind in Seinem Tod getauft? So sind wir ja mit Ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. So wir aber samt Ihm gepflanzet werden zu gleichem Tode, so werden wir auch seiner Auferstehung gleich sein.« (Röm. 6, 3. 4. 5). »Ich bin mit Christus gekreuzigt« schreibt er an einer anderen Stelle (Gal. 2, 19). Er be-

tont immer wieder, daß wir mitgekreuzigt und mitbegraben sind und auch mitauferstehen (Kol. 2, 12); das heißt: das alles tun wir mit Ihm und in Ihm, deshalb weil wir durch die Taufe »Christum angezogen haben« (Gal. 3, 27). Die Fleischwerdung Christi dauert fort; fortdauert auch das Werk des Herodes, der versuchte, diese in die Welt gekommene übernatürliche Macht zu vernichten; fortgesetzt wird auch der Kreuzweg Christi; Golgatha und das Kreuz haben noch nicht aufgehört. Ein Kreuzweg ist auch die neue Geschichte.

Das Vorhandensein eines bösen und eines göttlichen Prinzips in der Geschichte, das Auftreten des Antichrists, des Schöpfers einer antichristlichen Kultur, alles das sind für das orthodoxe Weltempfinden nicht Metaphern, sondern Realitäten. Das Bewußtsein von der Realität der Kirche und von der Realität ihres Kampfes mit dem Bösen wurde der grundlegende Faktor in der orthodoxen Weltanschauung.

Die Kirche ist in der Geschichte; sie ist der Grundstock und Kernpunkt des Lebens. Sie verbindet das Vergangene mit dem Zukünftigen und führt von dem nicht sterbenden Vergangenen zu seinem letzten Ende. Mit dieser Auffassung von der Kirche wird das ganze Weltempfinden der Orthodoxen und werden alle Besonderheiten des Wesens derselben erklärt: die Liebe zu der Vergangenheit als etwas Lebendigem, das Fehlen der Gebundenheit an die Gegenwart, die eschatologische Ausrichtung des ganzen Lebens.

Das orthodoxe Volk ehrt die Gräber seiner Väter. Der Friedhof ist bei ihm die Wohnstätte der Verstorbenen, der Ort der Ruhe derer, die aus diesem Leben gegangen sind. Grabdenkmäler (am häufigsten Kreuze) sind nicht Gedenksteine an das Entschwundene, sondern Symbole des lebendigen Vergangenen, zu dem das Gegenwärtige mit allen seinen Wurzeln hinschreitet. Das Volk geht dorthin, nicht um über den Verstorbenen zu weinen, sondern um mit ihm zu sprechen über sich selbst und alle seine Nöte, und auch um ihm seine Freude zum Ausdruck zu bringen. An Ostern, nach

dem Gottesdienst in der Osternacht, gehen alle in der Kirche Anwesenden mit brennenden Kerzen zu den Gräbern der ihnen Nahestehenden, um ihnen den Ostergruß zu entbieten.

Im orthodoxen Weltempfinden gibt es kein Gebundensein an die Gegenwart. Mit dem Fehlen des Gebundenseins an die Gegenwart ist auch die Ruhe zu erklären, mit der der orthodoxe Mensch früher gestorben ist und auch jetzt noch stirbt. Die Erzählung Leo Tolstoj's »Die drei Todesarten« gibt ein sehr schönes, künstlerisches Bild vom Tode des russischen orthodoxen Bauern. Dieser Tod ist nicht das Welken eines Grases, das den Lauf seiner Entwicklung beendet hat; er ist nicht der Tod Hektors, der sich dem Schicksal ergibt; er ist die Ruhe eines Wanderers, der den Hafen zu einer weiten Reise verläßt. Diese Zielsetzung auf das Zukünftige erklärt auch die Lebenseinstellung im orthodoxen Osten. Die orientalische Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber ist das Resultat des von der Vergangenheit auf die Zukunft gerichteten Strebens, sie ist das Resultat der eschatologischen Einstellung der ganzen Weltanschauung; sie ist das Leben im Geiste, nicht das Leben im Fleische. Wenn der ganze Lebensstil, die ganze Lebensart von der konzentrierten Schwermut, von der Abgeschlossenheit spricht, so ist die religiöse Kunst voll jubelnder, jedoch nicht schreiender Farben auf den Ikonen, voll gespannten, prunkvollen, wachsenden Lebens in der Architektur der Gotteshäuser. Wenn die byzantinische Ikone streng ist, die auf ihr dargestellten Gestalten der Heiligen unbeweglich sind, als ob sie alle auf das eine Grundthema abgestimmt seien: »Es schweige jegliches menschliche Fleisch«; wenn auf ihnen alles auf die jenseitige Welt gerichtet ist, so ist die russische Ikone voll jubelnder Farben, und der russische Ikonenmaler ist ebenso wie der byzantinische eschatologisch eingestellt, aber er sieht am Ende der Zeiten das Neue Jerusalem des Apostels Johannes, das auf die Erde herabsteigt, er sieht die schon verklärte Welt hier auf Erden. Freude, aber nicht äußerliche, sondern innerliche

Freude ist die Grundstimmung des orthodoxen Menschen. Die Worte des Apostels Petrus: »Frohlocket mit unaussprechlicher und verklärter Freude« (1. Petr. 1, 8) ist das grundlegende Leitmotiv des inneren Lebens des orthodoxen Menschen. Der letzte russische Asket, der hl. Seraphim von Sarow begrüßte alle, die zu ihm kamen, mit dem freudigen Gruß »Christus ist auferstanden« und sagte zu allen »Meine Freude«. Das Hauptfest im orthodoxen Osten ist nicht die Geburt Christi, das Herabsteigen Gottes in die Welt, der Anfang einer neuen Geschichte, der Anfang des Kampfes Christi mit dem Antichrist, der Anfang der kämpfenden Kirche, sondern Ostern, die Auferstehung Christi, der Anfang der triumphierenden Kirche. Nicht das Letzte Gericht und die Qualen der Hölle dominieren in seiner Ikonenmalerei; es ist das im Gegenteil ein sehr seltenes Sujet für Ikonen, sondern vielmehr die Verklärung und Auferstehung Christi, der neue Mensch und das freudvolle Leben.

Die Kirche ist der Leib Christi. Die Menschen gehen, indem sie sich mit dem Leibe und Blute Christi nähren, in diesen Leib ein und bilden seine Glieder und Zellen, die zu einem Ganzen vereinigt sind. Der Apostel Paulus vergleicht die Kirche mit einem Samenkorn und die Einheit der Glieder der Kirche mit der Einheit von Mann und Frau, von Kindern und Eltern, das heißt: die Einheit der Glieder der Kirche wird durch die Liebe gebildet. Die durch die Liebe gebildete Einheit unter den Menschen ist nicht eine Verbindung emotionalen Charakters wie die innere Harmonie zwischen Liebenden. Die Liebe ist eine Kraft, die in realer Weise die Menschen eint; sie ist das Leben des Menschen, das alle Seiten seiner Psyche umfaßt, dabei aber ein Leben, das über die Grenzen der eigenen Individualität hinausgeht und in eine fremde Seele eindringt.

Hier steht vor uns das Geheimnis der Dreifaltigkeit, der Einheit und der Vielheit. Die Auseinanderreißung der in sich abgeschlossenen Individualitäten, der für einander undurch-

dringlichen Atome, die Atomisierung des ganzen Seins einschließlich der Menschen, ist das Produkt der Erbsünde. Die Sünde bestand eben in dem Losreißen des Menschen von Gott, in der Zerreißung der Einheit zwischen dem Menschen und dem ganzen Sein, in der Abschließung des Menschen in sein eigenes Ich. Deshalb ist für den sündigen Menschen auch die ganze Welt zerrissen, atomisiert, voll trennender Gegensätze. Das Gesetz des Kampfes um die Existenz wurde für einen solchen Menschen zum Grundgesetz des Seins.

Die Liebe eint die Menschen. Der Apostel Paulus vergleicht mehrfach in nachdrücklicher Weise die Kirche mit der Familie und der Ehe. Ziel der Ehe ist nicht nur die Vereinigung »zweier zu einem Fleisch« (Eph. 5, 31), sondern auch »die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens«, so daß »ein Leib und ein Geist« wird (Eph. 4, 3. 4). Die Familie ist die Keimzelle der Kirche, eine Kirche im Kleinen. In der Familie, im Keim, ist natürlich auch die Einheit der Individualitäten unter Wahrung der Selbständigkeit jeder einzelnen und eine relative Fülle der geeinten Gedanken und Willen. Dies wird durch die Liebe erreicht, die Demut, Sanftmut und Geduld verlangt. Die Seelen der Liebenden gehen in einander ein. Um aber einen anderen in die Seele aufzunehmen, muß man zuerst seine eigene individuelle Abgeschlossenheit überwinden, seine eigene Seele öffnen. Dies ist der Anfang der Liebe. Ihre weitere Aufgabe ist die Überwindung des eigenen Selbst, der eigenen Autonomie, an welcher der sündige Mensch so hartnäckig festhält, die Demut und Überwindung des eigenen Stolzes, der grundlegenden Eigenschaft des sündigen Menschen. Und weil das sowohl von der einen wie auch von der anderen Seite gefordert wird, ist die zweite Aufgabe der Liebe das geduldige, mit herablassender Liebe verbundene Ertragen der dieser Einheit entgegenstehenden Hindernisse, deren Quelle darin besteht, daß es für die Liebenden schwer ist, sich von dem eigenen Selbst loszusagen.

Die innere Vereinigung der Glieder der Kirche in der Liebe ist gleichzeitig auch ihre Vereinigung mit Christus, dem Haupte der Kirche; und diese Vereinigung ist ein langwieriger Prozeß, der Anstrengungen und Opfer von unserer Seite, vor allem aber das Losreißen von dem eigenen Ich erfordert. Das Leben eines jeden Gliedes des Leibes Christi muß bestehen in dem unaufhörlichen Streben zu Christus und in der immer engeren Vereinigung mit Ihm und mit den übrigen Gliedern Seines Leibes durch die tätige Liebe, durch die nie aufhörende Hilfe, die uns im Empfangen des Leibes und Blutes Christi zuteil wird, und durch die Gnade des Heiligen Geistes, die durch die Kirche in den hl. Geheimnissen gespendet wird.

Der Leib Christi lebt und wächst unaufhörlich. Christus vergleicht die Kirche immer mit organischen Objekten und das Leben der Kirche mit organischen Prozessen. Die Kirche — als Weinberg (Matth. 20), als Weinstock und Reben (Joh. 15), als Same, als Senfkorn (Matth. 12, Mark. 4). Auch die Apostel sagten, daß wir verpflichtet sind, »die Wahrheit zu üben in Liebe und zu wachsen in allen Stücken in Ihm, der das Haupt ist, Christus«.

Ziel des Wachstums der Kirche ist die »*theosis*«, die volle Vereinigung mit Gott und miteinander, die Auferstehung mit Christus in einem verklärten, von Licht und Liebe durchdrungenen Leib. In diesem Sinne wird die Kirche *eine* genannt, freilich nicht im quantitativen Sinne, sondern im Sinne der Ganzheit oder »*sobornostj*«. Der in diesem Sinne aufgefaßten Einheit der Kirche widerspricht es nicht, daß der gleiche Apostel auch jede christliche Familie Kirche nennt (Kol. 4, 15), und daß der Seher Johannes der Theologe von sieben Kirchen spricht und die Städte und Gegenden aufzählt, wo sie sich befinden (Offenb. 1, 20; 2, 1; 8, 12. 18; 3, 1. 7. 14). Es sind dies Teile, oder besser Glieder der einen Kirche; die äußerliche oder räumliche Trennung zerstört ihre innere Einheit nicht.

Der Apostel Paulus sagt, daß die Christen, die zur Kirche kommen, auf den Berg Sion, in die Stadt des lebendigen Gottes, in das himmlische Jerusalem mit seinen Scharen von Engeln, in die triumphierende Versammlung und in die Kirche der Erstlinge, deren Namen im Himmel geschrieben sind, eingehen (Hebr. 12, 22. 23), das heißt: die Kirche umfaßt diejenigen, »die auf Erden leben, die die irdische Wanderung vollendet, und die sie noch nicht begonnen haben«, »die noch nicht erschienene Kreatur Gottes« (Chomjakow, »Die Kirche«). Beim Eintritt in die Kirche, dem Abbilde der Kirche Christi, sehen die Gläubigen vor sich die Bilder des Erlösers, der Mutter Gottes, der Engel, der Heiligen; indem sie in die Kirche eintreten, treten sie in die Gemeinschaft mit den Bewohnern des Himmels ein. Hinter der Bilderwand, die den für die Gläubigen bestimmten Teil des Gotteshauses abteilt, befindet sich der Altar mit dem Thron und dem erhöhten Platz: es ist dies der Thron Gottes und die oberen Regionen des Himmels. An den Wänden des Altars sind Engel und alttestamentliche Propheten, und in der Mitte, gewissermaßen über dem Throne, die Gottesmutter abgebildet. Alles Himmlische und Irdische fließt im Gotteshaus in eins zusammen. Die Gottesdienste in der Kirche sind sozusagen ein gemeinsames Gebet des Himmels und der Erde, das Gott dargebracht wird. Bei der Proskomidie legt der Priester auf die Mitte des Diskos das Lamm; auf die eine Seite des Lammes legt er mit den Worten »Die Königin stand zu deiner Rechten« ein Teilchen zu Ehren der Gottesmutter; auf die andere Seite Teilchen zu Ehren des Vorläufers und der Propheten, ferner der Apostel, der hl. Bischöfe, Märtyrer, hl. Mönche, der hl. »Uneigennützigen«, der hl. »Apostelgleichen« und aller Heiligen. Daneben, zu den Füßen des Lammes, sind die Teilchen für die Lebenden und für die Verstorbenen. Auch die Engel nehmen am Dienste der Liturgie teil: Im Cherubimshymnus wird gesungen, daß alle in der Kirche Anwesenden geheimnisvoll die Cherubim darstellen und den König des

Alls zusammen mit den Engeln in die verklärte, erleuchtete und Seinen Füßen unterworfene Welt tragen. Nach der Wandlung der hl. Gaben bei der Liturgie wendet sich der Priester betend an die ganze versammelte Kirche: »Wir bringen Dir dar diesen vernünftigen und unblutigen Dienst für alle im Glauben entschlafenen Urväter, Väter, Patriarchen, Propheten, Apostel, Prediger, Evangelisten, Märtyrer, Bekenner, Enthaltsamen, und für jede gerechte Seele, die im Glauben abgeschieden ist, vornehmlich für die Allheilige, Allreine . . ., für den hl. Vorläufer Johannes, für alle Heiligen, für die Entschlafenen, für die Lebenden, für die Bischöfe, Priester, Diakonen, für die heilige katholische und apostolische Kirche, für die Reisenden, Leidenden, Wohltätigkeit Übenden und den Armen Helfenden . . .« und schließt mit den Worten: »Und gib uns, mit einem Munde und mit einem Herzen zu rühmen und zu loben . . .« So wird bei jedem kirchlichen Gottesdienst, besonders aber bei der Liturgie, von den Gläubigen die Einheit der Kirche erlebt, in der es keine Grenze mehr zwischen den Himmelsbewohnern und der Erde gibt. Die Erde und der Himmel haben sich nicht nur berührt, sondern sie haben sich vereinigt, sind ineinander übergegangen, so wie es nach dem Ende der Welt sein wird, wenn die Verstorbenen auferstehen, die Lebenden verwandelt und entrückt werden in die Wolken, Christus entgegen (1. Kor. 15, 51. 52; Thess. 4, 16. 17). Die Gegenwart ist ein Schatten des Endes der Welt; durch die Gegenwart hindurch sehen wir im Glauben, in innerem vollkommenem Wissen das himmlische Jerusalem, das auf die Erde herabkommt. Der ganze orthodoxe Gottesdienst ist mit eschatologischen Momenten durchsetzt. Die Einteilung der Kirche in eine himmlische und irdische, eine sichtbare und unsichtbare, ist eine vorübergehende und relative Einteilung. Diese Einteilung ist nur durch unsere körperliche Hülle bedingt, die noch nicht erleuchtet und verklärt ist, die den Himmel und die Himmelsbewohner noch vor uns ver-

birgt. Zwischen der himmlischen und irdischen, der sichtbaren und unsichtbaren Kirche ist nicht nur keine Trennung und keine Schranke, sondern sie bilden beide miteinander ein Ganzes. Die Verstorbenen hören nicht auf zu leben, gehen nicht in eine »jenseitige«, von der »diesseitigen« getrennte Welt fort, gehen nicht vom Kampf zur Ruhe über, zerreißen nicht die Bande mit den auf der Erde Zurückbleibenden, hören nicht auf, für die ihnen nahestehenden Hinterbliebenen zu sorgen. Die Kirche ehrt nicht nur die verstorbenen Heiligen, sondern betrachtet sie als unsere Fürsprecher bei Gott und wendet sich immer wieder an sie mit der Bitte um unsere Rettung und um Hilfe in unseren alltäglichen Nöten. Himmel und Erde gehen im Erlebnis des orthodoxen Menschen ineinander über: die Irdischen steigen zum Himmel hinauf, die Himmlischen kommen auf die Erde herab. Die irdischen Glieder der Kirche bilden nur einen sehr kleinen Teil im Vergleich mit ihren himmlischen Gliedern. Die ganze Kirche, als eine und allgemeine, lebt ein einziges, gemeinsames Leben. Die Einteilung der Kirche in eine triumphierende und eine kämpfende ist nicht eine Unterscheidung ihres wirklichen Bestandes, sondern eine Unterscheidung der Kirche, die nach dem Ende der Weltgeschichte siegen muß, und der Kirche, die in der Geschichte kämpft. Es gibt eine altrussische Ikone über das Thema »die streitende Kirche«, auf der Engel in Waffen, Heilige, und die ihnen folgenden Glieder der irdischen Kirche dargestellt sind. Sie alle gehen in den Kampf »gegen die Mächte und Gewalten, gegen die Weltbeherrscher der Finsternis dieser Welt, gegen die Geister der Bosheit unter dem Himmel.« (Eph. 4, 16). Auf dieser, in ihrer Auffassung großartigen Ikone, wo sich der gegenwärtige Morgen des Christentums mit der aufgehenden Morgenröte der zukünftigen Welt verbindet, vereinigen sich auch Wachende und Schlafende, Lebende und Tote; alle gehen in den Kampf, denn »Gott hat uns nicht zum Zorne